

AUFTRAG



GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

175

August 1988

● AUFTRAG

August 1988

Heft 175 — 28. Jahrgang

3	Kirche	
	Leidende Kirche	<i>H. F.</i>
5	„Das Heilmittel ist schlimmer . . .“	<i>Werenfried von Straaten</i>
6	Kardinal H. Volk im Herrn einschlafen	<i>H. F.</i>
8	Zum Kardinal erhoben	
10	In Treue dienen	
12	Hingabe an Dich	<i>Johannes Cofalka</i>
13	Kirche in Spanien	<i>Wilhelm Lehmstäper</i>
28	Pius XII. und die Ausrottung der Juden	<i>Johannes Wild</i>
32	Geburt	<i>Johannes Cofalka</i>
33	Es lebe Christus der König	<i>Lothar Groppe</i>
56	Dreißig Jahre Internationale Soldatenwallfahrt	
	„Einmal Lourdes und zurück . . .“	<i>Holger Eberhardt</i>
57	30. Internationale Soldatenwallfahrt	<i>Frank Heidenescher</i>
61	Wallfahrten — zwei Bücher	
62	Militärseelsorge im Wandel der Zeit	<i>Günter Thy</i>
71	Presse	
	Informationstagung der AKP	<i>Helmut Fettweis</i>
74	Gesellschaft	
	Elektronik fördert die Demokratie	<i>Wolfgang Altendorf</i>
76	Schizophrene Moral	<i>Lothar Groppe</i>
78	Aus GKS und PGR	
	Pöng	<i>Arthur Schopf</i>
	Murnau	<i>H. F.</i>
79	Münster	<i>Hans Stübach</i>
80	Aus der nahen und fernen Welt	
	Papstbesuch kostet Lesotho 4 Millionen	<i>Karl Breyer</i>
82	Das aktuelle Buch	
87	Informationen aus Kirche und Welt	

Kirche

Leidende Kirche

Helmut Fettweis

Im Juni pilgerten Gläubige des Stadtdekanates Bonn zu den Marienheiligtümern in Deutschland — Altötting —, in Österreich — Mariazell —, in Italien — Loreto — und in der Schweiz — St. Einsiedeln.

Aus vielen Pfarreien waren den Pilgern Gebetswünsche mitgegeben worden.

Eine Bitte tauchte dabei aber auch immer wieder auf: „Maria möge Gott bitten, daß er der Kirche ein Schisma erspare.“

Als dann der Heilige Vater in Rom bei der Audienz auch seine Sorge um die Brüder in der Gemeinschaft „Pius X“ erwähnte, wurde spontan das Gebetsanliegen um die Einheit in der Kirche verstärkt.

Wenn wir als Teil unserer Kirche — und jeder Getaufte ist ja ein Stück dieses Mysteriums Kirche — die großen Aufgaben dieser Gemeinschaft der Glaubenden in der heutigen Welt sehen, dann könnten wir zaghaft werden. Um so mehr muß es uns belasten, wenn eine Gruppe in dieser Pilgergemeinschaft einen eigenen Weg gehen will. In einer solchen Situation — und die Kirche hat auf ihrer Wanderung durch die Geschichte schon vielfach solche Schwierigkeiten erlebt — kann nur noch Gott durch seine Gnade helfen. Als Gläubige gibt es für uns nur zwei Möglichkeiten: zu beten und sich enger um unsere Priester und den Altar zu schließen.

Was ist ein Schisma?

Nach dem kanonischen Recht ist ein Schisma die Spaltung der kirchlichen Einheit. Sie liegt vor, wenn ein Getaufte sich weigert, sich dem Papst zu unterstellen. Somit umschreibt dieser aus dem Griechischen stammende Begriff eine Situation nach dem römisch-katholischen *Kirchenrecht*. Sie enthält die Aufkündigung der Gemeinschaft mit dem Papst und ist damit eine Spaltung.

Man muß diesen Begriff sorgfältig unterscheiden von dem Vorwurf der *Häresie*. Der Häretiker leugnet einzelne Glaubenswahrheiten. Er will aber im Prinzip noch Christ bleiben.

Demgegenüber bedeutet *Apostasie* die Zurückweisung des Glaubens.

Nun ergibt sich die Frage: Ist denn nun ein Schisma so schlimm?

Wir haben in der Geschichte der Kirche das Schisma mit der Ostkirche (1054), das Schisma mit der Kirche in China und seit 1870 die Kirchenspaltung durch die Altkatholiken, die die dogmatischen Beschlüsse des Konzils über die Unfehlbarkeit des Papstes ablehnten. Ein Schisma wird mit dem Kirchenbann geahndet.

Wenn man von der Stiftung der Kirche ausgeht, dann hat Jesus mit der Beauftragung des Petrus (vergl. Mt 16,18 und 19; Joh 21, 15—19 und Luk 22,32 und 33) *eine* Kirche unter *einer* Leitung gewollt. Nimmt man die Stellen bei Mt 12,25, Lk 11,17, Joh 10,16, 17, 20 und 21 hinzu, dann wird noch deutlicher erkennbar, daß Christus *eine* Kirche wollte. Diese Einigkeit ist ein hohes Gut und für die Weitergabe der Botschaft Christi wesentlich. Der Schismatiker verstößt also gegen einen wesentlichen Bestandteil der Auffassung von der Kirche und der Mahnung Jesu. Mit den mahnenden Worten in Mat 12,25 „Jedes Reich, das in sich uneins ist, zerfällt . . .“ kündigt der Herr an, was geschieht, wenn die Einheit verlassen wird. Aber auch die Gläubigen werden in Mitleidenschaft gezogen; sie leiden an jeder Spaltung mit. Manche werden unsicher und wieder andere vergraben sich in Ärger oder vielleicht sogar in Zorn. So wird der Spalter Anlaß zum Ärgernis und möglicherweise zur Sünde.

Die Kirche in ihrer Gesamtheit leidet. Es ist darum zu verstehen, daß der Heilige Vater in großer Geduld Angebote über Angebote gemacht hat, damit noch eine Spaltung abgewendet werden könnte. Seit November 1987 hat der Vatikan nichts unversucht gelassen, Erzbischof M. Lefebvre zu überzeugen, daß sein Weg falsch ist. In einer „Nota informativa“ sind die Stationen des Kampfes um die Erhaltung der Einheit aufgeführt. Am 5. Mai 1988 wurde ein Protokoll unterzeichnet (Kardinal Ratzinger und Erzbischof Lefebvre), das die Erhaltung der Einheit unter weitgehenden Zugeständnissen seitens der Kirchenleitung erhalten hätte. Doch schon am 6. Mai teilte Lefebvre mit, daß er an seinem Entschluß — im Gegensatz zum Protokoll —, am 30. Juni einen Bischof zu weihen, festhalten wolle.

Am 2. Juni begründete er seinen Schritt mit den Worten „Die Bruderschaft (Pius X.) müsse kirchliche Würdenträger haben, die unsere Besorgnis teilen und uns helfen, uns vor dem Geist des Zweiten Vatikanums und dem Geist von Assisi zu schützen“. Am 16. Juni hat der Präfekt der Kongregation für die Bischöfe, Kardinal Bernardin Gantin, an Alterzbischof Lefebvre ein Monitum mit folgendem Wortlaut gesandt.

„Weil Du am 15. dieses Monats erklärst hast, vier Priester zu Bischöfen weihen zu wollen, ohne zuvor den Auftrag des Papstes gemäß can. 1013 des Codex des kanonischen Rechtes erhalten zu haben, sende ich Dir dieses öffentliche kanonische Monitum; ich bekräftige, daß, wenn Du das obengenannte Vorhaben ausführst, Du Dir selbst und den von Dir geweihten Bischöfen ipso facto die dem Apostolischen Stuhl vorbehaltene Exkommunikation als Tatstrafe gemäß can. 1382 zuziehen wirst. Deshalb beschwöre und bitte ich Dich im Namen Jesu Christi, das, was Du entgegen den Gesetzen der kirchlichen Disziplin tun willst, und die daraus sich ergebenden, äußerst schwerwiegenden Folgen für die Gemeinschaft der katholischen Kirche, deren Bischof Du bist, zu bedenken.“

In eindringlichen Apellen haben Bischöfe aus Frankreich und vielen Teilen der Welt Lefebvre gebeten, von seinem Tun Abstand zu nehmen.

Am 30. Juni wurden vier Bischöfe geweiht. Daraufhin wurden Lefebvre, der Mitkonsekrator Antonio de Castro Mayer, Altbischof von Campos/Brasilien, und die vier geweihten Bischöfe exkommuniziert. Damit stehen sie nicht mehr in der *communio* der kirchli-

chen Gemeinschaft. Der Gesamtkörper der Kirche wird geschwächt und die abgespaltete Gemeinschaft Pius X. wird den Weg aller Abspaltungen gehen, sie wird verkümmern, zu einer Sekte werden.

Was ist zu tun?

In dieser Zeit kann die Gemeinschaft der Glaubenden nur beten, daß die Schismatiker ihren Irrtum erkennen und den Weg zurückfinden. Wir aber sollten alle, die sich unter diesen Umständen von der Gemeinschaft Pius X. lösen, brüderlich aufnehmen und sie in unseren Gebetsstrom hineinnehmen, um auch die restlichen Irrenden zurückzubeten.

Im Leid hat der Kirche das Gebet immer noch am besten geholfen.

Pressemitteilung

Werenfried van Straaten o. praem., distanziert sich von Erzbischof Lefebvre
„Das Heilmittel ist schlimmer als die Krankheit“

Mainz/München, 18. Juli. Als großes Unheil für die Kirche wertete am Wochenende in einer Predigt in Mainz Werenfried van Straaten, Geistlicher Assistent des Hilfswerkes „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“, die Bischofsweihe durch Erzbischof Lefebvre. Er sei zutiefst betrübt über das Schisma. Zwar habe Lefebvre in vielen Dingen recht, aber er weigere sich, Lefebvre, der Petrus den Gehorsam verweigere, zu folgen.

Vor vielen Jahren habe ihm der damalige Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Seper, erklärt, daß Papst Paul VI. die Reaktion von Lefebvre zwar als ein Unheil betrachte, ihn jedoch nicht öffentlich verurteilen wolle, weil er die Permissivität mancher Bischofskonferenzen, die Lefebvres Reaktion provoziert habe, für ein viel größeres Unheil halte.

In diesem Fall, so van Straaten, „sei das Heilmittel schlimmer als die Krankheit“. Er bedauere, „daß der Greis Lefebvre taub blieb für die Versöhnungsversuche des heutigen Papstes, der sowohl in diesem Fall wie auch im Falle von Hans Küng bis an die äußerste Grenze der Geduld gegangen ist.“

(KIN/OPH 2.4/18.7.88)

Kardinal Hermann Volk im Herrn entschlafen

Noch am 20. Mai 1988 dankte Kardinal Volk in einem Handschreiben für die Übersendung der Bücher „Wenn Soldaten Frieden sagen“ und „Rom-Seminare“. Er bezeichnete diese Werke als „ein erfreuliches Zeichen von dem Selbstbewußtsein katholischer Soldaten“.

Am 1. Juli starb dieser große Seelenhirte im Alter von 84 Jahren. Mit dem Bistum Mainz sind auch wir als katholische Soldaten betroffen.

Auch nach seinem Amtsverzicht am 27. Dezember 1982 hatte er immer ein offenes Ohr für die Probleme seiner Gläubigen und auch für uns Soldaten. Sein Mitwirken an der gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (1971—1975) ist noch in guter Erinnerung.

Kardinal Volk war ein guter Hirte.

Am 27. Dezember 1903 in Steinheim am Main geboren, wurde er am 2. April 1927 zum Priester geweiht. Er erlangte den Doktor der Philosophie und der Theologie und erhielt die Lehrbefugnis in Dogmatik. 1946 wurde er ordentlicher Professor in Münster. Am 25. März 1962 wurde er zum Bischof von Mainz ernannt und am 5. Juni geweiht. Er nahm am Zweiten Vatikanischen Konzil teil, besonders bei der Beratung über liturgische, dogmatische und ökumenische Fragen.

Am 5. März 1973 wurde der Bischof von Mainz durch Papst Paul VI. zum Kardinal erhoben. Als solcher nahm er an den beiden Konklaven des Jahres 1978 (Johannes Paul I. und Johannes Paul II.) teil. Durch seine Polenreise 1977 trug er zur deutsch-polnischen Versöhnung bei. Geehrt wurde Kardinal Volk durch die Stadt Mainz, die ihn zum Ehrenbürger ernannte, und durch unseren Staat, der ihm das Großkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verlieh.

Ein erfolgreicher Kirchenmann!?

Sicherlich, aber dieser Kardinal war mehr: Er lebte den Glauben.

Wer das Glück hatte, ihm begegnen zu können, war beeindruckt durch den warmen Blick seiner Augen und die persönliche Zuwendung im Gespräch. Er war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und doch auch „der Bruder im Glauben“. In Predigten, Vorträgen, aber auch als Schriftsteller kündete er das Wort des Herrn. Und in seinen Exerzitien spürte man, daß er sich nur als Diener des einen Herrn verstand. So blieb er bescheiden und natürlich im Umgang. Er hatte ein Herz für die Nöte der Zeit und half, wo er eben konnte. Er freute sich an angemessener Gastlichkeit und wollte auch nie die Nähe seines Geburtsortes zum frohen Leben am Main verleugnen.

Als beim ersten Besuch Johannes Pauls II. in Deutschland 1980 auch Mainz besucht wurde, gab der Kardinal für den hohen Gast ein Essen im kleinen Kreis. Als findige Journalisten die Speisenfolge ausmachten, entdeckten sie, daß es zur Bewirtung Spargel gebe — und das im November. Man vermutete, teure lukullische Genüsse würden aus fernen Län-

dern eingeflogen. Aber mit verschmitztem Lächeln berichtete der Gastgeber, daß diesen Spargel aus der Gegend von Ingelheim seine Schwester eingeweckt habe, als er im Sommer zu einem guten Preis zu haben gewesen wäre. Und nun hoffe er, daß dem Heiligen Vater diese rheinische Köstlichkeit auch im November schmecken werde.

Mit dem Hirten schmunzelten viele Mainzer. Denn sie kannten ja ihren Bischof.

Von seiner tiefen Gläubigkeit wußten sie, auch von seinem Ernst, wenn es um die letzten Fragen des Lebens ging. Für ihn war das Leben auch die Zeit, sich mit dem Sterben auseinanderzusetzen. Das Sterben war für ihn der Übergang in das unzerstörbare Leben in Gott. Er sagte oftmals: „Man muß sich im Leben auf das Sterben vorbereiten. Denn der Tod ist gewiß.“

Am Pfingstmontag 1988, am 26. Jahrestag seiner Bischofsweihe, verabschiedete er sich in einer Predigt von den Gläubigen und wies auf sein nahes Sterben hin. Dabei legte er den Hörern ans Herz, Zeugen Christi zu sein und den Glauben zu bewahren. Der Glaube schließt nämlich die Gewißheit des neuen Lebens in Gott ein.

Diese Fülle des Glaubens umfaßt auch das bischöfliche Leitwort des Kardinals: „Damit Gott alles in allem ist“ (1 Kor 15,28).

Nun ist der große Kardinal heimgerufen worden zu dem, der ihm auch das Leben geschenkt und der ihn zum Priester, zum Hirten berufen hat, zu Gott unserem Herrn.

Die Gewißheit in diesem Glauben hat uns Kardinal Hermann Volk vorgelebt, in dieser Gewißheit ist er gestorben; erfüllen wir seinen Wunsch, für ihn und alle Brüder zu beten.

H.F.

Zum Kardinal erhoben

Als am 29. Mai der Rundfunk in den Mittagsnachrichten mitteilte, Bischof Hengsbach sei vom Papst zum Kardinal erhoben worden, da herrschte bei vielen Gläubigen große Freude.

Denn dieser Bischof hat einen Namen, der über die Grenzen seines Bistums hinausgeht. Der „Ruhrbischof“ hat es verstanden, den Bereich, der aus ehemaligen Gebieten mehrerer Bistümer besteht, zu einer Einheit zusammenzufügen. Er erkannte die Zuverlässigkeit der arbeitenden Bevölkerung an der Ruhr, er lernte „seine Kumpels“ kennen und schätzen. Er bahnte die deutsch-polnische Versöhnung an, als noch niemand an einen solchen Schritt zu denken wagte. Er bemühte sich um die Menschen und übertrug dem Laien schon vor dem Konzil Aufgaben in dieser Kirche. Als er dann noch zusätzlich das Amt des Militärbischofs für die Bundeswehr übernahm, da glaubten viele, daß er für „sein Revier“ weniger Zeit haben werde. Das Gegenteil war der Fall; auch in dieser Position ließ er seine Gläubigen von der Ruhr nicht im Stich. Er machte das Ruhrgebiet nunmehr überall bekannt. Und er suchte unter den Soldaten nach denen, die aus seinem Bistum stammten. Die Freude über die Begegnung war dann meist beiderseitig. Aber er brachte es auch fertig, den Leuten „im Pütt“ den Dienst der Soldaten verständlich zu machen.

Doch über den engen Kreis der Bundesrepublik hinaus engagierte er sich für diese Kirche. Er erkannte schon frühzeitig, daß auf die Kirche Teilhabe an der Weltverantwortung zukommen würde.

Im Konzil hatte er großen Anteil an der Vorbereitung der Konzilskonstitution „Kirche in der Welt von heute“. Über das Dekret über die Laienarbeit schrieb er einen Kommentar. Aus ersten Kollekten für das Partnerbistum Hongkong wuchs der Gedanke an das Werk Adveniat. Durch dieses Werk wird den Völkern Lateinamerikas neue Hoffnung und Stärke geschenkt. So hat der Bischof von Essen immer wieder auf die Verflechtung der einzelnen Diözesen mit den Gläubigen in der ganzen Welt hingewiesen. Er vertritt die Belange der europäischen Katholiken, aber er weiß auch, daß sie ins Gesamtkonzept einer Weltkirche eingebracht werden müssen.

Durch die Verleihung der Titelkirche „Unsere liebe Frau von Guadalupe“ auf dem Monte Mario in Rom kommt diese Einbindung in die Weltkirche besonders zum Ausdruck.

Auf der einen Seite wird der Essener Bischof nun auch Priester des Bistums Rom. Zum anderen weist der Name der Kirche auf das Engagement des Kardinals für Südamerika hin.

Der Heilige Vater hat in seiner Ansprache zur Verleihung der Kardinalswürde auf die Kollegialität der Bischöfe mit dem Heiligen Vater hingewiesen und betont, daß er auf den Rat so erfahrener Hirten angewiesen sei.

Wir, die wir Kardinal Hengsbach lange Jahre als unseren Hirten für den Bereich der Militärseelsorge erleben konnten, freuen uns über diese hohe Auszeichnung. Wir danken ihm, daß er aus seiner Berufung zum Priester den Menschen zugewandt, helfend und sorgend, offen für die Not des Nächsten geblieben ist.

Wir wissen auch, daß die neuen Aufgaben nicht leicht sein werden. Aber wir können auch heute versichern, was einer der Unseren vor 26 Jahren, am 12. April 1962, als Bischof Dr. Franz Hengsbach als Militärbischof eingeführt wurde, versprochen hat: Er wies auf das Bischofskreuz hin und sagte auf die Querbalken deutend: „Daran helfen wir tragen.“

In dieser Zeit, da Kardinal Hengsbach nicht mehr unser Militärbischof ist, können wir ihm auf zwei Wegen helfen, einmal, daß wir seinen Amtsnachfolger, unseren Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, nach Kräften unterstützen und so der Kirche als Gemeinschaft dienen. Der zweite Ansatzpunkt aber ist das Gebet.

So soll unser Versprechen sein: „Eminenz, wir helfen tragen durch unser Gebet.“ Wir sind gewiß, Gott wird dann alles dazu geben, was notwendig ist.

H.F.

In Treue dienen

Das Wort dienen wird leider heute vielfach nur noch mit der Vorsilbe „ver-“ verbunden. Um der Menschen willen zu dienen ist wenig in Mode, obwohl alle Leute klagen, daß es an Dien-Bereitschaft fehlt.

Gott zu dienen ist noch weniger „in“. Obwohl man inzwischen aus wissenschaftlichen Studien weiß — und eigentlich erfährt es jeder am eigenen Leibe —, daß mit der Abnahme der Bereitschaft, Gott zu dienen, auch der Dienst am Mitmenschen zurückgegangen ist, scheint man aus dieser Situation persönlich keine Konsequenzen zu ziehen und mit irgendeinem Dienst am Nächsten anzufangen. Jeder wartet auf einen (!) anderen.

Um so mehr ist deshalb notwendig, auf die zu schauen, die zum Dienen bereit sind. Sie haben den richtigen Weg bereits betreten.

So hatten wir in der Militärseelsorge in letzter Zeit zweimal Gelegenheit, festlich Gott zu danken für Männer, die bereit waren, gegen den Zeittrend, sich dem Dienst für Gott und die Menschen zu verpflichten.

Am 10. Juli 1988 feierte *Prälat Alfons Mappes*, ehemals als Militärdekan Leiter des Referates V im KMBA und Wehrbereichsdekan, heute Leiter der Zentralstelle Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, seinen 40. Jahrestag der Weihe zum Priester. Der Dankgottesdienst für 40 Jahre Gnade des „Dienendürfens“ feierte unser Prälat Alfons Mappes in der katholischen Pfarrkirche St. Nikolaus in Ramstein-Miesenbach. Bischof Dr. Anton Schlembach, Bischof von Speyer, hielt die Predigt. Die Kirche konnte die Besucher — trotz der verkehrsmäßig etwas schwierigen Lage — kaum fassen.

Alle, die gekommen waren, wollten Dank sagen, dem Priester und dem Menschen. Der Jubilar, mit 70 Jahren noch immer aktiv, konnte in Dankbarkeit sagen, daß er seinen Entschluß, sich ganz in den Dienst des Herrn zu stellen, nicht bereut hat. Und die große Teilnahme hat wohl bewiesen, daß es Mitbrüder im Glauben gibt, die dieses Hingeben an den Dienst an Gott und die Menschen mit Achtung würdigen. Und wenn man die nachdenklichen Stimmen am Rande der Feier hörte, dann konnte man hoffen, daß so manch einer, der selbst einen kleinen Dienst leistet, angespornt wurde, mehr zu tun. Und vielleicht wurde auch mancher, der sich dem Dienen versagt, nachdenklich.

Wir aber wollen — auch an dieser Stelle — unserem immer hilfsbereiten Seelsorger und Priester Alfons Mappes für so viele stille Dienste danken. Möge Gott ihm die Gesundheit erhalten und ihn weiterhin als Helfer in seinem großen Weinberg mit Erfolg wirken lassen.

Am 28. Juli 1988 feierte einer von den „Jungen“, *Militärdekan Msgr. Walter Theis*, sein silbernes Priesterjubiläum. Eine große Gemeinde — Zivil und Militär — versammelte sich in St. Rupert und St. Hildegard in Bingen-Bingerbrück um den Altar, um ein Dankhochamt zu feiern. Militärgeneralvikar Prälat Dr. Ernst Niermann hielt die Predigt. Er ging noch einmal auf die Berufung zum Priester als Anruf Gottes an die Menschen ein. Die Kir-

che, die Jesus Christus gestiftet hat, bedarf der Hirten, die sich an den Dienst ganz hingeben.

Auch das silberne Priesterjubiläum ist bereits eine so lange Zeit, daß man sagen kann, hier hat sich der Entschluß, in jungen Jahren gefaßt, in den Stürmen des Alltags bewährt. Zur großen Freude nicht nur des Jubilars konnten auch die liebe Mutter und ein großer Teil der Verwandten an der Feier teilnehmen. Für eine Mutter ist es niemals leicht, ein Kind an eine Aufgabe hinzugeben, die es in besonderer Weise aus dem häuslichen Bereich herausnimmt. Der Gang ins Kloster — ob Tochter oder Sohn — und die Weihe zum Priester sind für keine Mutter leicht. Man schenkt ein Stück seiner selbst, dem man verbunden ist wie keinem zweiten, an eine hohe Aufgabe, die aber ihre eigene Dynamik entwickelt.

Und so ist das Opfer der Mütter ein Edelstein für die Hingabe in die Dien-Bereitschaft.

Es war eine Freude, mitanzusehen, daß auch die Gäste — jeder auf seine Art, ob durch Worte oder einen Händedruck, durch ein stilles Nicken oder zuneigendes Lächeln —, der Mutter unseres Militärdekans Dank für ihren Anteil am Opfer des Sohnes ausdrückten. Auf diese Weise wird auch sinnfällig, daß keiner alleine opfern kann, daß alles in einem höheren Bezug steht, in einem Gnadenstrom, der von Gott ausgeht. Der Priester, der so eingebunden ist in die helfende Hand der Eltern, der Brüder, der Vorbilder, der Hirten und der Heiligen unserer Kirche, ist nie allein. Wenn ihm dann noch die Hilfe und Dien-Willigkeit der Gemeinde — und nicht nur der am Altar, sondern auch der draußen im Alltag — zuteil wird, dann kann er die Gnade der Berufung in Heil für die Mitmenschen umwandeln.

So war gerade der Gottesdienst in einer Kirche, die in besonderer Weise an markante Frauen und Männer des Glaubens erinnert, Anlaß, über diese Dinge nachzudenken.

Daß dann noch eine sonnenüberglänzte Landschaft am Rhein an die Schöpfung Gottes, an seine Liebe und Zuwendung erinnerte und die Weinberge an den Hängen an die Frucht menschlicher Arbeit, brachte die feierliche Einstimmung in der Kirche zu einem Klingen des Akkordes auf die Größe Gottes und seiner Erlösungstat aus Liebe zu seinen Geschöpfen.

So waren beide Feiern Anlaß, noch einmal nachzudenken über den Wert des Dienens. Und ein weiterer Aspekt sollte Beachtung finden: Dienen in *Treue*. Man kann seine Erfüllung letztlich nur finden, wenn man den als richtig erkannten Dienst in Treue durchhält. Auch erst in der Treue „zahlt“ sich aus, was man in dienender Bereitschaft geopfert hat. Auch hier gilt der Vergleich mit dem Samenkorn. Erst wenn es ausgestreut ist, keimt, wächst, blüht und Früchte trägt, wird man für die Mühen belohnt. Nur wer seinen Dienst — und wir Soldaten wissen wohl gut, was dienen heißt — immer wieder an die Mitmenschen — und in besonderer Weise an Gott verschenkt, wird auch erleben können, wie die Saat aufgeht. Daß sie aber gut aufgeht, dafür wollen wir im fürbittenden Gebet sorgen.

In diese Gedanken um die Treue des Dienens sollen aber auch alle Priester und Helfer eingeschlossen sein, von denen die Redaktion nichts erfährt oder erfahren hat. Unsere Seel-

sorger leisten in einer unruhigen Zeit einen überaus schweren Dienst. Wir, die mündigen Laien, die Teile der Kirche sind, müssen ihnen tragen helfen am Kreuz, das uns allen zum Heil aufgerichtet wurde von dem, der unser menschlicher Bruder war, aber als Sohn Gottes allein ohne Sünde ist. Erweisen wir unseren Hirten um ihrer Treue willen auch unsererseits diesen Dienst.

H.F.

Hingabe an Dich

Füll doch den Augenblick
mit der Ewigkeit
deiner Ewigkeiten.

Stille mich
mit deinem Schweigen
heute und morgen.

Laß mich im Abendwind
deine Nähe verkosten
und die Spuren
deines Vorübergangs hüten,
bis die nächste Welle
der Zeit
sie hinwegspült
in das Meer
deiner unendlichen Weite.

Johannes Cofalka

Kirche in Spanien

Ursprünge

Wilhelm Lehmkämer

Das christliche Spanien reicht bis in die Zeit der Apostel zurück. Im Römerbrief benennt der hl. Paulus Spanien als Ziel einer Missionsreise.

Schuchert/Schütte erwähnen in „Die Kirche in Geschichte und Gegenwart“ darauf abzielend: „...Papst Clemens, einer der ersten Nachfolger des Petrus als Bischof von Rom, schreibt im Jahre 95 in seinem Brief an die Korinther, daß Paulus bis zu den Grenzen des Abendlandes gekommen sei. Damit kann nur Spanien gemeint sein. Auch andere kirchliche Dokumente beweisen dies.“⁽¹⁾

Papstbekenntnis

Am 31. Oktober 1982 verkündete Papst Johannes Paul II. bei seiner Ankunft am Flughafen Barajas anlässlich seiner apostolischen Reise nach Spanien vom 31. Oktober bis 9. November 1982 u. a.: „Ich komme, um mich mit einer christlichen Gemeinschaft zu treffen, die bis in die Zeit der Apostel zurückreicht. In einem Land, das Objekt der missionarischen Sorge des hl. Paulus war, das unter dem Schutz des hl. Jakobus des Älteren steht, dessen Gedächtnis in Pilar de Zaragoza und Santiago de Compostela fortdauert; das für den Glauben durch den missionarischen Eifer der sieben apostolischen Männer erobert wurde; das die Unternehmung der Reconquista erlebte; das Amerika entdeckte und evangelisierte; das die Wissenschaft von Alcalá und Salamanca erleuchtete und die Theologie von Trient.

Ich komme, angezogen durch eine bewundernswerte Geschichte der Treue zur und der Dienerschaft an der Kirche, die in apostolischen Unternehmungen und von so vielen großen Gestalten geschrieben wurde, die die Kirche erneuerten, ihren Glauben stärkten, sie in schwierigen Momenten verteidigten und für sie neue Söhne und Töchter in ganzen Kontinenten gewannen. In der Tat: Dank dieser unvergleichlichen Evangelisationsarbeit spricht und betet heute der zahlenmäßig größte Teil der Kirche auf spanisch zu Gott. Nach meinen apostolischen Reisen, vor allem in die Länder Hispanoamerikas und auf die Philippinen, möchte ich in diesem einzigartigen Moment sagen: Danke, Spanien! Danke, Kirche in Spanien, für deine Treue zum Evangelium und zur Braut Christi.“⁽²⁾

Mit diesen erhabenen Worten preist der Papst die große christliche Tradition Spaniens und die Verdienste der spanischen Kirche in und jenseits von Europa. Es ist eine strahlende, eine folgsame und erfolgreiche Kirche, die Johannes Paul II. vor aller Welt Augen ersehen läßt. Doch der Papst schränkt ein, indem er fortfährt: „Diese Geschichte ist trotz ihrer menschlichen Lücken und Irrtümer aller Bewunderung und Wertschätzung würdig. Sie muß als Inspiration und Ansporn dienen, um in dem gegenwärtigen Moment die tiefen Wurzeln des Daseins eines Volkes aufzufinden. Nicht, um es in der Vergangenheit leben zu lassen, sondern um ihm ein in der Zukunft zu verfolgendes und zu verbesserndes Beispiel anzubieten.“⁽³⁾

Anfänge

Um 250 gibt es nachweislich Christengemeinden in Leon, Astorga, Merida, Saragossa, um 300 in allen Städten der Baetica (Andalusien). „Das wertvollste Zeugnis für Verbreitung und Zustand der spanischen Kirche in vorkonstantinischer Zeit“, so heißt es im neunten Band des Lexikons für Theologie und Kirche, „sind die erhaltenen Akten der Synode von Elivar (Anfang 4. Jh.), deren 81 Kanones noch den harten Kampf gegen volkstüml.-heidn. Götzendienst und gegen Ehen mit Heiden, Juden und Häretikern widerspiegeln“. ⁴⁾

Zur Zeit Kaiser Constantins (325–337) spielt der Bischof von Corduba Hosius (oder Ossius) unter den Bischöfen des Westens eine herausragende Rolle. Auf dem 1. ökumenischen Konzil von Nicaea (325) ist Hosius einer ihrer gewichtigsten Vertreter. Offenbar hat Kaiser Constantin ihn zu seinem persönlichen Berater in Fragen der Religion erkoren und wohl auch zum Leiter der Konzilssitzungen bestellt. Bezüglich der Metropolitanverfassung vertritt das Lexikon für Theologie und Kirche die Meinung, daß diese schon im 4. Jh. zum Abschluß gekommen sei; danach gruppierten sich um die Metropolen Tarragona, Sevilla, Carthagena-Toledo, Braga und Merida, wozu 509 für kürzere Zeit (unter dem Einfluß der Sueben) noch Lugo kam, zahlreiche Bistümer.

Konflikte

Ende des 4. Jh. entfacht Priscillian, ein gebildeter vornehmer spanischer Laie, eine enthusiastische Frömmigkeitsbewegung asketischen Charakters, die die spanische Kirche über Jahre hinweg in große Konflikte stürzt. Diese Bewegung bekämpft die feststehenden kirchlichen Ordnungen und ist darauf aus, die Kirche und den in ihren Augen verweltlichten Klerus zu erneuern.

Als die Gegner Priscillians, dessen Bewegung inzwischen zur Sekte erklärt worden ist, bei Kaiser Maximus erreichen, daß dieser 386 in Trier Priscillian und sechs seiner Gefährten hinrichten läßt, nimmt die Bewegung, nachdem auch die Gebeine des Priscillians nach Spanien überbracht worden sind, einen ungeahnten und bedrohlichen Aufschwung. Ihr Hauptsitz ist das nordwestliche Spanien, wo sie sich bis zu ihrer Verdammung auf dem Konzil zu Braga im Jahr 563 halten.

In diese Zeit fällt zugleich die Katholisierung der Sueben (Nordwestteil Spaniens). In der ersten Hälfte des 6. Jh. hatte schon Papst Leo I., der Große (440–461), in einem ausführlichen Lehr- und Mahnschreiben die Irrtümer der Häretiker widerlegt.

Westgotische Ära

Von 507–711 währt in Spanien bis auf das Gebiet der Sueben das Westgotenreich von Toledo. Die Westgoten sind Arianer; von den arianisch-germanischen Kirchen der westlichen Mittelmeerländer ist die der Westgoten die älteste. Die arianische Kirche lebt ihr eigenes Leben; das Leben der römisch-katholischen Kirche bleibt unangetastet.

„Lex und Konzilbestimmungen“, schreibt R. Kottje, „bildeten entscheidende Grundlagen für das weitere kirchliche Leben im westgotischen Reich. Unter spätantiken Vorausset-

zungen hatte damit die Zweikonfessionalität eines Herrschaftsgebildes einen eindeutigen rechtlichen Ausdruck gefunden. Eine völlig neue Phase begann mit dem Übertritt König Rekkareds, in seinem Gefolge des größten Teils des Adels (587) und bald danach aller Westgoten zur katholischen Kirche.⁴⁵⁾ Schon bevor König Rekkared 587 auf der dritten Synode zu Toledo zum katholischen Bekenntnis übergetreten war, hatte bereits im Laufe des 6. Jh. ein mehr oder weniger starker Abfall der Westgoten vom Arianismus stattgefunden. So nimmt auch aus der königlichen Familie der Sohn und Thronfolger des Königs Leovigild (567–586), Hermenegild, das katholische Bekenntnis an. Doch sein Vater, der das Eheverbot zwischen Goten und Romanen aufhebt, Córdoba erobert und sich das Suebenreich einverleibt, aber nach wie vor ein fanatischer Arianer geblieben ist und seine katholischen Untertanen mit großen Versprechungen verlockt, zur arianischen Konfession überzutreten, läßt Hermenegild 585 enthaupten. Als König Leovigild 586 stirbt, folgt ihm sein zweiter Sohn Rekkared (586–601) auf den Thron, der dann letztlich drei Jahre später mit dem gesamten Volk zur katholischen Kirche übertritt.

Diese Kirche ist eine Landeskirche, die ihr Eigenleben führt, aber mit Rom in Fühlung bleibt.

R. Kottje erwähnt in diesem Zusammenhang: „Treffend veranschaulicht dies die spanisch-westgotische Kirche. Sie hatte seit dem Übertritt der Westgoten zur katholischen Kirche (...) einen großen Aufschwung genommen und führte ein ausgeprägtes Sonderleben. Im Unterschied zur gleichzeitigen fränkischen Kirche sorgten im Westgotenreich jährliche Provinzialkonzilien und von 634–694 noch 13 Nationalkonzilien (diese alle in Toledo) durch umfassende Regelungen, in denen u. a. viel Wert auf Einheitlichkeit der Praxis gelegt wurde, für einen guten kirchlichen Zusammenhalt. Zugleich kam in der Bedeutung der Konzilien die führende Stellung der Bischöfe zum Ausdruck. Noch wichtiger als die organisatorische Klammer und als die günstigen politischen Verhältnisse dürfte für den Weg der spanischen Kirche aber gewesen sein, daß ihr in dieser Zeit eine Reihe hervorragender Männer als Bischöfe und Theologen erwachsen. Die angesehenste, auch in der Nachwirkung einflußreichste Gestalt unter ihnen war Isidor von Sevilla (Erzbischof von 600–636). Er entfaltete einerseits eine weitblickende und intensive pastorale Wirksamkeit. Andererseits fand er darüber hinaus auch noch Muße zu einem ungewöhnlichen literarischen Schaffen, von dem am bekanntesten die „*Etymologiae*“ oder „*Origenes*“ geworden sind, eine noch in über 950 Handschriften erhaltene Enzyklopädie des theologischen und profanen Wissens, geschöpft aus Kirchenvätern und antiken Autoren.

Es waren also – so könnte man jedenfalls in der Rückblende meinen – organisatorische wie persönliche Voraussetzungen für das Leben einer von Rom unabhängigen Kirche gegeben. Eine solche Unabhängigkeit hat man aber offenbar nicht gesucht. Die westgotische Kirche war nicht nur mit der durch ein eigenwilliges Sonderleben gekennzeichneten irischen Kirche im 7. Jahrhundert durch viele Fäden verbunden (u. a. liturgische Übereinstimmungen, Austausch von Rechtstexten, frühe Verbreitung von Werken Isidors in Irland). Auch mit der römischen Kirche, an die sich die Katholiken in der Zeit vor dem Übertritt der Westgoten verständlicherweise möglichst eng angeschlossen hatten, suchte

man noch trotz eines gestärkten Selbstbewußtseins gute Kontakte, Übereinstimmung nicht nur in Fragen des Glaubens, sondern auch der kirchlichen Ordnung und Praxis. In manchen Fällen sind Streitfragen von Konzilien wie von einzelnen Bischöfen dem Papst mit der Bitte um Stellungnahme vorgetragen worden. Man sah offensichtlich in der Rom-verbundenheit keine Beeinträchtigung der Eigenständigkeit.“⁶⁾

Maurenzeit

Ende des 7. Jahrhunderts streiten Klerus und Adel des Westgotenreiches gegen die Krone. Die Krone verliert an Macht. Der Parteienhader geht schließlich so weit, daß ein Teil der durch Zwietracht zerrissenen Westgoten die Mauren, die inzwischen Nordafrika erobert haben, um Hilfe ersucht.

711 erliegt das Reich den herbeigerufenen Mauren. Nur in den Gebirgsgegenden von Asturien und Galicien und in Teilen der Hochpyrenäen behaupten sich die Christen. Neun Zehntel Spaniens sind vom Islam überflutet; das gesamte christliche Abendland ist gefährdet. Da schlägt 732 Karl Martell die Mauren bei Tours und Poitiers und rettet das christliche Abendland vor dieser großen Gefahr.

„Ein solcher Zusammenbruch“, schreibt Henry Daniel-Rops, „...enthüllt einen beklagenswerten Zustand. Zur Zeit des islamitischen Angriffs war Spanien einer Dekadenz verfallen, die auf vielfache Weise seine Auflösung bewirkte... während der hundert Jahre seit dem Tod des Königs Rekkared hatte man es erlebt, daß ein König hingerichtet, ein anderer mit Gewalt geschoren und in ein Kloster gesperrt, wieder einer, der greise Wamba (672—680 Anm. d. R.), durch ein Narkotikum betäubt und zur Abdankung gezwungen und schließlich ein fünfter vom Thron gestoßen wurde und nach Rom fliehen mußte. Auf solche Zustände hatten einige Herrscher mit einer erbarmungslosen Terrorherrschaft reagiert, andere hatten ihren Untertanen die Zügel völlig locker gelassen.“

Eine andere Ursache gefährlichen Mißvergnügens war durch die Judenfrage gegeben. Aus nicht ganz durchsichtigen Gründen — denn der unduldsame Eifer für die Reinheit des Glaubens genügt nicht zur Erklärung — veranlaßten mehrere westgotische Könige regelrechte Judenverfolgungen, die bis zur Zwangstaufe, Entführung von Kindern und der erzwungenen Trennung von Ehegatten, von denen ein Teil Jude war, führten. Mehrere spanische Kirchenfürsten, wie der hl. Isidor von Sevilla, protestierten gegen diese abscheulichen Maßnahmen; sie wurden nicht gehört, und ein Konzil von Toledo legalisierte im Jahr 698 dieses Vorgehen. Die bis aufs äußerste gereizten Juden vergaßen diese grausame Verfolgung nicht. Sie arbeiteten teils bei den Byzantinern in Ceuta, teils als ‚fünfte Kolonne‘ im Lande selbst mit allen Kräften gegen die Herrschaft der Westgoten. Bei der Invasion im Jahre 711 finden wir sie beständig in den Reihen der Angreifer.“⁷⁾

Es steht außer Zweifel, daß auch die katholische Kirche in Spanien einen Teil der Verantwortung an der Katastrophe von 711 trägt. Es würde zu weit führen, dies hier im einzelnen darzulegen, doch sei zumindest auf die enge Verflechtung von Kirche und Staat hingewiesen, so daß sich die Kirche Spaniens auch um politische Angelegenheiten kümmern

mußte, wie andererseits sich die weltlichen Herrscher in kirchliche Belange einmischten. Henry Daniel-Rops urteilt in diesem Zusammenhang: „Die enge Verbindung mit dem Staat hatte also den Horizont der spanischen Kirche eingeschränkt und sie zugleich in ihrem Wirken behindert. Es liegt in der Logik der Tatsachen, daß sie vom Sturz des westgotischen Königtums mitgerissen wurde.“⁸⁾

Die Herrschaft der Mauren dauerte mehr als 700 Jahre an, aber es gelingt ihnen in diesen Jahrhunderten nicht, die Spanier dem Chistentum zu entreißen. Zwar leidet die Kirche als Institution schwer unter der Herrschaft des Islams, doch ist auch sie wie die spanischen Christen von der Hoffnung auf den Tag der Vergeltung und Befreiung beseelt.

Diese Hoffnung ist begründet, denn schon in dem Augenblick, als die Sturmflut des Islams über Spanien dahinstrast, fliehen Christen in die Berge, um sich zum Widerstand zu organisieren.

Reconquista

„Es waren noch nicht fünf Jahre seit der Katastrophe vergangen“, berichtet Henry Daniel-Rops, „als bereits eine regelrechte christliche ‚Untergrundbewegung‘ gegen die Eroberer arbeitete und sogar in den von den Mohammedanern besetzten Gebieten Streifzüge zur Beschaffung von Lebensmitteln unternahm. Einer der ersten Führer dieser christlichen Widerstandsbewegung war Pelagius, ein Flüchtling in der Sierra von Galicien, der sich im Jahr 718 den Königstitel der westgotischen Dynastie beilegte, mit der er übrigens verwandt war.“⁹⁾

722 schlägt Pelagius die Muslime bei Cavadonga und begründet das Königreich Asturien. Dieses kleine christliche Königreich erweitert sich im 10. und 11. Jahrhundert zum Königreich Léon; es grenzt im Südwesten am Duero; weiter ostwärts geht die Grenze über den Duero nach Süden hinaus.

Ostwärts von Léon entstehen in dieser Zeit die christlichen Reiche Navarra, Kastilien und Aragon; ostwärts von Aragon bildet sich aus der spanischen Mark Karls d. Gr. die Grafschaft Katalonien oder Barcelona, auf deren Lehnshoheit Frankreich Mitte des 13. Jahrhunderts verzichtet. Südlich dieser Reiche herrscht von 929 an das Omajjadenkalifat von Cordoba bis 1010. Danach zerfällt das bis dahin in sich geschlossene Kalifat in eine Reihe islamischer Teilreiche der Reyes de Taifas. Gegen diesen Machtbereich richten sich die Unternehmungen der spanischen Reiche im Norden und Nordwesten zur Rückgewinnung des von den Mauren beherrschten Spaniens. Die Kämpfe werden als rein weltliche Eroberungskriege geführt; zumeist gehen sie in gegenseitiger religiöser Toleranz vor sich. Kreuzzugcharakter nehmen die Maurenkriege erst seit dem 12. Jahrhundert an, doch flammt Kreuzzugsgeist nur gelegentlich auf, so z.B. in der Schlacht von Navas de Tolosa (bei Jaen) im Jahr 1212. Dort erringt das christliche Heer der Könige von Kastilien, Aragon und Navarra den größten Sieg der Reconquista über den Almohadenkalifen (1147 bis 1248). An dieser Schlacht sind Vertreter der im 12. Jh. gegründeten Ritterorden, italienische, französische und deutsche Kreuzfahrer mitbeteiligt, wie das Lexikon für Kirche und Theologie erwähnt.

Mit der Vernichtung der Almohaden verbleibt den Mauren nur mehr das Königreich Granada im spanischen Süden, doch erobern 1492 Königin Isabella I. von Kastilien (1474 bis 1540) und Ferdinand II. von Aragonien (1479–1516) gemeinsam auch das letzte Bollwerk der Mauren.

Folgen

1469 heiraten Königin Isabella I. von Kastilien und Ferdinand II. von Aragonien. Diese Heirat legt den Grundstein zum spanischen Gesamtstaat. Gemeinsam planen und führen sie den Krieg gegen das noch maurische Granada. Als sie dort 1492 Einzug halten, zieht sich der letzte König Abdallah nach Afrika zurück.

Der Einzug der Christen in Granada hat für die Juden und die noch verbliebenen Mauren böse Überraschungen zur Folge. So heißt es in diesem Zusammenhang in „Auszug aus der Geschichte“ von Dr. Karl Ploetz auf Seite 619: „Im Anschluß an die Eroberung Granadas große Vertreibung der Juden aus dem ganzen Reiche Isabellas und Ferdinands, soweit sie sich nicht bekehren. Die Juden wandern nach Nordafrika, Italien, später in die Türkei aus. 1502 befiehlt Isabella für Kastilien und León die Taufe oder Vertreibung der Mauren. Die neu bekehrten Juden (Marranen) und Mauren (Moriscos) hängen größtenteils heimlich weiter dem alten Glauben an und werden Opfer der Inquisition. Der Verlust dieser Bevölkerungsteile führt zu schweren wirtschaftlichen Schäden. Denn die sehr zahlreichen Juden betreiben Handel und Handwerk, und die Mauren, welche die Latifundien des Großgrundbesitzes in dem dünnen Kastilien bebauen, verstehen sich auf künstliche Bewässerung. Bei den spanischen Christen dagegen, auch den Nichtadligen, setzt sich immer mehr die Anschauung durch, Gewerbe und Handarbeit, hauptsächlich von Ungläubigen betrieben, bildeten einen Makel; nur der Lebensunterhalt als Geistlicher, Beamter oder Soldat sei nicht unehrenhaft. Hoher Adel und Episkopat suchen wegen des wirtschaftlichen Nutzens, den sie aus den Juden und den Mauren ziehen, über sie ihre Hand zu halten. Aber der Mittelstand, dem überlegenen Wettbewerb der Juden ausgesetzt, ist ihr erbitterter Feind, und da die Krone sich gegen den Adel auf die Bürger stützt, muß sie ihrem Verlangen nach Vertreibung ihrer Konkurrenten nachgeben.“¹⁰⁾

Lage der Kirche

Über die Situation der Kirche während der Maurenkriege hält das Lexikon für Theologie und Kirche folgendes fest: „Die Maurenkämpfe bewirken die spanische Eigenart des Verhältnisses von Kirche und Staat; beide Gewalten wurden immer wieder unter höchster Anspannung der Kräfte auf die gleichen Aufgaben hingedrängt. So werden auch hier die geistlichen Würdenträger meist zugleich weltliche Fürsten. Portugal, Aragon und Teile Kataloniens (dazu Sardinien, Neapel und Sizilien) waren päpstliche Lehen. — Jakob I. von Aragon, Ferdinand III. von León und Kastilien und Alfons d. Weise drängten die Mauren bis auf Granada zurück. Ihre Nachfolger bauten ein ausgeprägtes landesherrliches Kirchenregiment aus (...), das sich schon früh auch die Inquisition nutzbar machte (1232 in Aragon eingeführt). Die zahlreichen Juden konnten durch die Taufe ihr Ansehen noch

vermehren, durch Scheintaufen verfielen sie aber der Inquisition (bes. seit Ende 14. Jh.) und der Ausweisung (1492). Das rel. (Bettelorden) und geistige (Universitäten zu Salamanca, Valladolid, Lurida, Perpignan) Streben des späteren Mittelalters fand seinen besonderen Ausdruck in der sakralen und profanen Gotik, in Mystik, Eucharistieverehrung und Literatur.“¹¹⁾

Nie hat sich die katholische Kirche in Spanien so glänzend wie in der Zeit unter Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragonien entfaltet. Papst Alexander VI. (1492–1503), ein gebürtiger Spanier, heißt sie die „Katholischen Könige“.

Natürlich ist diese Kirche vornehmlich eine Landeskirche, der Macht des Staates ausgesetzt und gegenüber Einflüssen Roms scharf abgegrenzt („Besetzung der Bistümer an die Vorschläge der Krone, die Verkündigung päpstlicher Erlasse an das landesherrliche Placet, placetum regium, gebunden“).¹²⁾

Das „goldene Jahrhundert“

Als Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragonien im Jahr 1492 Granada erobern, entdeckt der Genuese Christoph Kolumbus, im Dienst der Königin Isabella, Amerika. Unter Karl I., König von Kastilien und Aragon (als römisch-deutscher Kaiser Karl V.) (1516–1556), erobern die spanischen „Konquistadoren“ Cortez und Pizarro den größten Teil Süd- und Mittelamerikas, werden die Philippinen in Besitz genommen. Spanien ist neben Portugal die führende Kolonialmacht, aber nicht nur das, Spanien ist zugleich Weltmacht im 16. Jahrhundert. Kaiser Karls V. Reich ist das Reich, in dem die Sonne nicht untergeht. Die Konzentration der staatlichen und kirchlichen Kräfte um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert hat diesem Aufstieg Grund gelegt. Der Missionseifer der Kirche, insbesondere der Orden, beflügelt die Entdeckungsfahrten. Das Christentum und die europäische Kultur sind dabei, sich über die ganze Welt auszubreiten. Die katholische Kirche ist auf dem Weg zur Weltkirche.

So wird auch die glänzendste Periode der spanischen Geschichte eine herausragende Periode der spanischen Kirche. Ihre tragenden Säulen sind u. a. verkörpert in: Ximenes de Cisneros (1436–1517), Erzbischof von Toledo, Teresa von Avila (1515–1582), Franziskus Xavierius (1506–1552) und Ignatius von Loyola (1492–1556).

Spanien Quellland der katholischen Reform

Als die katholische Kirche in Mitteleuropa im Existenzkampf steht, erwachen in Spanien Kräfte und Mächte zum Gegenstoß. „Hier“, schreibt Bernd Moeller, „... waren Christen und Kirche am Ende des Mittelalters lebendiger und frischer als sonst in Europa, ein heiliges, errungenes Besitztum. Alle auch sonst in Europa anzutreffenden geistigen und geistlichen Bewegungen, Humanismus, Mystik, Scholastik, hatten hier jeweils einen kirchenfrommen Zug, die Klosterreform des 15. Jahrhunderts lebte fort, und im Episkopat war ganz anders als im Norden ein ernstes Amtsbewußtsein verbreitet. In einem Mann wie dem Dominikaner Bartolomeo Carranza (1503–76), der eine Zeitlang Erzbischof von

Toledo und Primas von Spanien war, vereinten sich diese Motive zu dem großgedachten Versuch, Kirchenreform und katholischen Glauben zu vereinigen — ein Versuch freilich, der den bedeutenden Mann 1559 vor die Inquisition und für den Rest seines Lebens in den Kerker brachte.¹³⁾

So wird Spanien schließlich das Quellland der inneren katholischen Reform und der Gegenreformation. Einer der wichtigsten Gründe für ihre Verwirklichung ist die Entstehung der „Gesellschaft Jesu“ (Societas Jesu). Die Jesuiten repräsentieren über den Reformeifer der Theatiner und Kapuziner hinaus den Erneuerungswillen, bestimmen tonangebend den Reformgeist, bringen den Willen zum Widerstand, zur Rückeroberung, zur Überwindung der großen Krise zur Geltung.

Daß Spanien in jenen großen Jahren dem Katholizismus eine Reihe bedeutender Theologen schenkt, die auch das Konzil von Trient*) fruchtbringend mit beeinflussen, sei hier nur am Rande erwähnt. Ferner muß darauf verwiesen werden, daß das Zustandekommen des Konzils der treibenden Kraft des spanischen Königs und deutschen Kaisers Karl V. weitgehend mit zu verdanken ist.

Spanien hat den Katholizismus erneuert. Josef Lortz sieht das wie folgt: „Seine religiöse Inbrunst, sein katholisch-kirchlicher Sinn, das Bewußtsein seiner geschichtlichen Mission gegen den Unglauben (...) und sein katholisches Landeskirchentum standen in voller Kraft, als es auch den Höhepunkt seiner kulturellen Entwicklung erreichte. Das führende Land in der Reformationszeit katholisch! Es begreift sich, daß die katholischen Kräfte des Jahrhunderts zum vorzüglicheren Teil spanische waren. Sie stellten sich dar in drei Gebilden von sehr verschiedener, aber jeweils durchschlagender Bedeutung: Jesuiten, Teresa von Jesus, Inquisition...“¹⁴⁾

Machtverfall

Mit dem Niedergang der spanischen Seeherrschaft (1588 Vernichtung der spanischen Armada im Kanal) beginnt der Verfall der Vormachtstellung Spaniens im Abendland. Davon bleibt die Kirche nicht unberührt, denn mit dem Aufstand der Niederlande (Beginn 1568) und der Niederlage der Armada beginnt auch die beherrschende Stellung der Kirche Spaniens, die unter König Philipp II. (1556—1598) ihren Höchststand erreicht, langsam, aber mehr und mehr abzubrockeln. Dennoch erreicht diese Kirche großartige Leistungen im 17. Jahrhundert auf dem Feld der Weltmissionierung sowie im Bereich von Kunst und Wissenschaft.

Freiheitsbeschränkung

Im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung versuchen die Herrscher in den katholischen Ländern, sich auch der Kirche zu bemächtigen. Die Kirche gerät in die Gefahr, lediglich als vielfach brauchbares und nützliches Werkzeug der absoluten Staatsgewalt be-

*) Das Konzil dauerte von 1545—1547 (1549), 1551—1552, 1562—1563.

trachtet und benützt zu werden. Wie das z. B. in Spanien aussieht, zeigt das im Jahr 1753 zwischen König Ferdinand VI. (1746–1759) und dem Hl. Stuhl (Benedikt XIV., 1740 bis 1758) geschlossene Konkordat. Dieses Konkordat gewährt dem König das Recht der Besetzung aller Benefizien, so daß der gesamte spanische Klerus in völlige Abhängigkeit von der Krone gerät. In diesem Kontext vermerkt das Lexikon für Theologie und Kirche auf Seite 941, Band 9: „Es ließe indes, da das ausschließliche Patronatsrecht auf fast alle wichtigen kirchlichen Stellen in den Händen eines aufklärerischen Regimes blieb, der Kirche für ihre eigentlichen Aufgaben zuwenig Freiheit und vergrößerte darüber hinaus durch seine zentralistischen und diesseitigen Tendenzen die Kluft unter den kirchlichen Kreisen selbst, die sich als Liberale und Konservative auch in kirchlichen Fragen bekämpften. Unter Karl III. (1759–1788) wurden 1767 durch den aufklärerischen Minister Pedro P. de Aranda die Jesuiten, die aus theol. Gründen dem auf die Spitze getriebenen staatl. Absolutismus widerstanden, aus Spanien und den Kolonien vertrieben.“

Kirchenverfolgung

Parteienkämpfe und Bürgerkriege prägen das Spanien des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Klerikale und Antiklerikale bekämpfen einander wie nie zuvor.

1812 erhält Spanien von Josef Bonaparte (1803–1813), dem dem Land von Napoleon I. aufgezwungenen König, eine ultraliberale Verfassung. Nach dieser Verfassung ist das katholische Bekenntnis zwar Staatsreligion, sie belegt die Kirche jedoch mit harten Auflagen. Eine der Folgen ist die Auflösung zahlreicher Klöster, eine andere die Aufhebung der Inquisition.

„Nach Napoleons Sturz, an dem sich in vorderster Linie auch der Klerus beteiligte, stellte der wieder eingesetzte König Ferdinand VII. (1814–1833) das absolute Königtum, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit sowie die Inquisition wieder her“ (Lexikon für Theologie und Kirche); die Jesuiten kehren zurück.

Die Regierung Königin Isabellas II. (1833–68), Tochter Ferdinands VII., verläuft in ständiger Unruhe. In den Wirren des Carlistenkrieges — ihr Onkel Don Carlos erhebt sich 1834 gegen sie —, der bis 1840 andauert, werden 1835 alle Männerklöster mit weniger als 12 Mitgliedern aufgehoben und 1837 das gesamte Kirchengut zu Staatseigentum erklärt. Die Bischofsstühle verwaisen, die verlassenen Klöster verfallen.

Konkordatswirkung

1839 erkennt Rom Isabella II., nachdem der Bürgerkrieg zwischen Carlisten und Christinos vertraglich (Vertrag von Vergara) zugunsten Isabellas entschieden ist, als Königin von Spanien an.

1851 schließt Rom mit Isabella ein Konkordat, nach welchem zwar die Kirchenprovinzen neu geordnet werden, aber die Kirche auf all ihre Güter verzichtet. Dafür kommt der Staat für bestimmte Kosten für Kultus und Klerus auf, doch behält das Königshaus die traditionellen Vorrechte, vor allem das fast unbeschränkte Patronatsrecht. Unter den gebe-

nen Umständen und den nicht endenden staatlichen Wirren ist es unmöglich, dringende innere kirchliche Reformen einzuleiten.

Umwälzungen

1868 wird Königin Isabella II. durch eine Erhebung der liberalen Generale gestürzt und entflieht des Landes. Die damit verbundenen politischen Umwälzungen erschüttern die Kirche heftig; Kirchen werden zerstört, das Konkordat von 1851 verliert an Gültigkeit, werden die Jesuiten erneut des Landes verwiesen.

1874 wird Isabellas Sohn Alfons XII. (1874—1885) zum König ausgerufen. Unter ihm festigt sich die Lage, wird wieder restauriert.

Nach der Verfassung, die Alfons XII. 1876 dem Land gibt, wird die katholische Religion erneut als Staatsreligion erklärt, Gewissensfreiheit verbürgt, aber „andere Zeremonien und öffentliche Kundgebungen“ als die der Staatsreligion werden verboten. „Nach Alfons XII. Tod (1885) lösten bis zum Beginn des Bürgerkrieges (1936) Liberale und Konservative einander in der Regierung ab. — Dieses verheerende Schaukelspiel hatte schon dem ganzen 19. Jh. in Spanien das Gepräge gegeben und den Ordnungssinn des Volkes verbraucht, ohne daß politisch, gesellschaftlich, wirtschaftlich und kirchlich der für alle notwendige Ausgleich sich auch nur andeutete. Es schien oft so, als ob die Kirche, der doch alle angehörten, ihren Platz „zwischen den Stühlen“ hätte. Auch die Klöster, die einerseits als „königliche Klöster“ in ihren Volks- und höheren Schulen für die Ziele der Krone (z. B. in der Sprachenfrage) eingesetzt, andererseits wenigstens teilweise in bürgerlichen Gewerben als Konkurrenz empfunden wurden, standen weiterhin mit im Vordergrund der kirchenpolitischen Auseinandersetzungen“ (Lexikon für Theologie und Kirche, Seite 942).

Zwei Spanien

Der Liberalismus des 19. Jahrhunderts verschärft die Spannungen zwischen Religion und Politik; die Folge: Es werden zu Anfang des 20. Jahrhunderts zwei Spanien sichtbar, das traditionale und katholische Spanien bzw. das liberale und reformerische Spanien.

„Nach der Restauration (1874)“, heißt es in „Die Weltkirche im 20. Jahrhundert“, „blieben die zwei gegensätzlichen Tendenzen mit dem natürlichen Wechsel der Reformen und Erneuerungen im Grunde die zwei Hauptdarsteller des spanischen Dramas. Dieser Zustand herrschte mit mehr oder weniger schlimmen Zwischenfällen bis 1936. Auf beiden Seiten gab es logischerweise herausragende Vertreter. Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts herrschte der Prototyp des katholischen Flügels Marcelino Menendez Pelayo (1856—1912) vor, selbst noch nach seinem Tod (wie der Cid in der Sage) ein unvergleichlicher Meister, der in seiner Person und seinem gigantischen Werk alle Werke der spanischen Kultur vereinigte. Er wie kein anderer erhob einen Lobgesang auf die katholische Einheit Spaniens in dem Nachwort seiner ‚Historia de los Heterodoxos Espanoles‘: ‚Spanien‘ Prediger des Evangeliums in der halben Welt; Spanien Schreck der Ketzler, Licht von Trient, Roms Schwert, Wiege des hl. Ignatius...‘; das ist unsere Größe und Einheit: wir haben keine andere.“

Auf dieser Linie lagen die Erklärungen der Päpste und des spanischen Episkopats in ihren Enzykliken, Breven, Ansprachen oder Pastoralbriefen unter Bezugnahme auf die glorreichen Traditionen der Nation. Diese Tradition war der ständige Hintergrund und bestimmte die Sprechweise der kirchlichen Amtsträger; nationale Größe und katholische Tradition waren miteinander verbunden.“¹⁵⁾

Dem gegenüber steht das andere, das liberale und reformerische Spanien. Der herausragende Vertreter des darin ruhenden und daraus resultierenden modernen Denkens ist kein Geringerer als José Ortega y Gasset (1883–1955). Von ihm stammt der Satz, den er schon 1914 ausgesprochen hat: „Wir sind sicher, daß eine große Anzahl von Spaniern mit uns darin übereinstimmt, daß das Schicksal Spaniens mit dem Fortschritt des Liberalismus verbunden ist.“

Für Ortega y Gasset muß Schluß sein mit dem Einfluß der Kirche, muß Schluß sein mit den alten Traditionen. „Für Ortega Gasset“, so in „Weltkirche im 20. Jahrhundert“, war die Kirche ein alles durchdringendes Gärmittel. „Die Kirche ist ohne Zweifel antisozial, die Religion eigentümlich.“ Genauso dachte er über die religiöse Erziehung: „Die konfessionelle Schule ist im Vergleich mit den nicht konfessionellen der Beginn der Anarchie, weil sie eine absonderliche Pädagogik vertritt.“ Für ihn war Regenerierung, d. h. die Erneuerung, die Spanien die wahre politische Gesundung bringen würde, gleichbedeutend mit Europäisierung. „Spanien war das Problem und Europa die Lösung.“ Auf diese Weise sollte sich vor dem traditionellen das europäische Spanien erheben, d. h. das unheilige, unkirchliche Spanien. Um diese zwei Spanien gruppierten und organisierten sich die Spanier, Intellektuelle wie Arbeiter und Bauern. Das Leben der Kirche entfaltete sich gezwungenermaßen innerhalb dieses soziologischen Umfeldes, das alle ihre nationalen und internationalen Aktivitäten beeinflusste.“¹⁶⁾

Antiklerikalismus am Werk

Mit der Ausrufung der zweiten spanischen Republik am 14. April 1931 beginnt, „vom religiösen Standpunkt ausgehend, die offizielle Instaurierung des Antiklerikalismus in Spanien.

„Das Abbrennen von Klöstern und Kirchen am 11. Mai 1931 und die Verweisung des Bischofs von Vitoria und des Primas von Toledo aus Spanien waren deutliche Hinweise auf die religiöse Haltung der wichtigsten Träger der neuen spanischen Politik.“¹⁷⁾

Das „Lexikon für Theologie und Kirche“, Seite 943, verlautbart in diesem Kontext: „Die neue Verfassung vom 9. 12. 1931 (. . .) trennte mit aller Schärfe Kirche und Staat. Zwar sicherte Art. 27 die Gewissens- und Bekenntnisfreiheit zu, aber die Kirche wurde von der Lehrtätigkeit in den Schulen, mit Ausnahme des Unterrichts für den Weltgeistlichen- und Ordensnachwuchs, ausgeschlossen, der Religionsunterricht in den Schulen aufgehoben; Kulthandlungen in der Öffentlichkeit waren in jedem Einzelfall von staatlicher Erlaubnis abhängig; die SJ (Anm. d. R. *societas Jesu*) wurde für aufgelöst erklärt und ihr Vermögen vom Staat eingezogen; die weiterbestehenden Orden wurden der staatlichen Aufsicht un-

terstellt mit der Möglichkeit der Verstaatlichung des gesamten Ordensvermögens. Ausführungsbestimmungen brachte das Ausnahmegesetz vom 2.6.1933. Es erkannte der Kirche in Art. 6 das Recht zu, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, behielt in Art. 8 dem Staat aber das Recht vor, die von der Kirche ernannten Geistlichen in der Ausübung ihres Amtes nicht anzuerkennen. Es verstaatlichte in Art. 11 sämtliche kirchlichen Gebäude (auch Kirchen) mit den dazugehörigen Gärten, ferner Wert- und Gebrauchsgegenstände, soweit sie dauernd für kirchliche Zwecke bestimmt und nicht Eigentum von Privatpersonen waren. Es überwies all dieses Kirchengut in Art. 12 zwar dem kirchlichen Gebrauch, nahm jedoch ausdrücklich auch eine außerkirchliche Verwendung in Aussicht.“

Damit ist die Kirche Spaniens mehr oder weniger der offenen Verfolgung ausgesetzt. Die dagegen erhobenen Proteste des spanischen Episkopates vom Mai 1933 sowie das Rundschreiben Papst Pius XI. „Dilectissima nobis“ vom 3. Juni 1933 schafften zwar vorübergehend Erleichterung, aber keine Wirkung auf Dauer.

Als die antiklerikale extreme Linke im Oktober 1934 in Asturien die Diktatur des Proletariats versucht, genügt dies, um 34 Kleriker umzubringen und 58 Kirchen zu brandschatzen oder zu schänden.

Kirche im Bürgerkrieg 1936–1939

Im Juli 1936 beginnt der spanische Bürgerkrieg. In ihm stehen die Volksfrontregierung in Madrid und die nationale Gegenregierung in Burgos einander gegenüber. Am 30. September 1936 wird General Franco zum Chef dieser Regierung erklärt.

„Spanien war zweigeteilt: Auf der einen Seite die kommunistische Revolution mit ihrer barbarischen, antireligiösen und antspanischen Zügellosigkeit, auf der anderen Seite die Nationale Bewegung mit ihrem Respekt vor der religiösen und nationalen Ordnung.“¹⁸⁾ „Die Kirche hatte in dieser Lage“, so sagen die spanischen Bischöfe in einem Schreiben, das sie am 1. Juli 1937 an alle katholischen Bischöfe der Welt richteten, „immer innerhalb ihres pastoralen Bereiches bleibend und ohne ihre geistige Freiheit zu verpfänden, keinen anderen Ausweg, als sich auf jene Seite zu stellen, die zur Verteidigung der Ordnung, des sozialen Friedens, der traditionellen Zivilisation und der Heimat, und nicht zuletzt zur Verteidigung der Religion auszog.“¹⁹⁾

Daß sich die Kirche Spaniens auf die rechte und nicht auf die linke Seite der Kämpfenden stellt, vermehrt den Haß und die Verfolgungswut der marxistisch-kommunistischen Revolutionäre. Haß und Verfolgungswut bescheren der spanischen Kirche einen hohen Bluttribut und ein glorreiches Märtyrertum. „Zwölf Bischöfe aus den Diözesen Sigüenza, Lerida, Cuenca, Barbastro, Segorbe, Jaén, Ciudad Real, Almeria, Guadix, Barcelona, Teruel und der Weihbischof von Tarragona starben als Märtyrer. . .

Wegen ihres Amtes mußten 4 184 Priester sterben; sie wurden wie Wild aufgespürt. Einige Diözesen erlitten schwere Verluste, so z. B. die Diözese Barbastro; dort starben 123 der 140 Pfarrer, in Lérida 270 von 410 und in Toledo 286 von 600. Von den Ordensbrüdern starben 2365, einige von ihnen zwischen 17 und 18 Jahren. . . Die Anzahl der ermordeten

Ordensschwwestern betrug 283; auch sie als Frauen blieben nicht von Verfolgung und Folter verschont. Insgesamt opferten 6832 Priester, Ordensschwwestern und Brüder ihr Leben für den Glauben: ein unmißverständlicher Beweis für die Vitalität der spanischen Kirche.

Was die Form des Märtyrertums betrifft, so wurde keine durch die Geschichte bekannte Methode ausgelassen: Verstümmelung, Tod durch Verbrennung oder sogar die Kreuzigung.²⁰⁾

Erneuerung

Die Vitalität der spanischen Kirche haben die Verfolgungen des Bürgerkrieges nicht brechen können; im Gegenteil, es wuchsen die Einsicht und der gute Wille zu einem neuen Anfang und Wiederaufbau sowohl auf kirchlicher wie auch auf staatlicher Seite. Seit 1945 ist die katholische Religion wieder die Religion des Staates, sie genießt das Vorrecht des amtlichen Schutzes. Staat und Kirche leben erneut in bewährter enger Verbundenheit. 1953 schließt Papst Pius XII. mit der spanischen Regierung unter General Franco ein Konkordat, das die enge Verbindung des Franco-Regimes mit der katholischen Kirche deutlich werden läßt, denn auch nach diesem Konkordat gilt das katholische Bekenntnis als die einzige Religion des Staates. Die Kirche kann unbehindert Schulen jeder Art errichten. In allen staatlichen und nichtstaatlichen Schulen ist die katholische Religion Pflicht-Lehrfach. In diesem Zusammenhang erwähnt „Die Weltkirche im 20. Jahrhundert“ folgendes: „Der Einfluß der spanischen Kirche auf die spanische Gesellschaft war enorm. Wahrscheinlich hatte die spanische Kirche bis dahin nie so viele Möglichkeiten, eine Gesellschaft durch die christlichen Ideale zu formen. 1940 betreute die Kirche 60 Prozent aller Gymnasien, konnte also ihren Einfluß auf die Jugend in einer so entscheidenden Lebensphase ausüben; 1955 waren es immerhin noch 42 Prozent. Darüber hinaus erteilte die Kirche in Volksschulen und Universitäten den Religionsunterricht und konnte auch auf diese Weise Einflüsse ausüben. Was die Frömmigkeit der Bevölkerung betrifft, so sei als ein Beispiel nur die Tatsache bemerkt, daß allein die Missionsgruppe der Jesuitenprovinz León in Spanien 1940 und 1965 2118 Missionen veranstalten konnte, darunter einige in großen Städten mit bis zu 60000 Teilnehmern an einer Mission.“²¹⁾

Papst Johannes Paul II. zur Kirche Spaniens

Wie es derzeit um die innere Situation, um die Kraft der spanischen Kirche steht, kann das im wesentlichen wiedergeben, was Papst Johannes Paul II. anlässlich seiner apostolischen Reise nach Spanien vom 31. Oktober bis 9. November 1982 dazu bei verschiedenen Gelegenheiten hat anklingen lassen; bei seiner Ansprache an die Vollversammlung der spanischen Bischofskonferenz in Madrid am 31. Oktober 1982 sagt der Papst u. a.: „Meine Brüder, wir müssen diese Begegnung beenden. Und ich tue das mit einem nachhaltigen Appell zur Hoffnung. Der Hoffnung, die meine erste Botschaft an die Kirche in Spanien sein soll. Darum — laßt mich sagen — trotz der Kontraste, der Schatten und Höhen und der Tiefen des Augenblicks habe ich Vertrauen und setze große Hoffnung in die Kirche in Spanien. Ich vertraue auf euch, eure Priester, Ordensmänner und Ordensfrauen. Ich habe Vertrau-

en in die Jugend und in die Familien, deren christliche Tugenden wie in der Vergangenheit Quelle von Berufungen sein müssen. Eine Kirche, die imstande ist, der Welt eine Geschichte wie die eure und — am selben Tag — die Heiligsprechung so einzigartiger universaler Männer und Frauen wie Theresia von Jesus, Ignatius von Loyola und Franz Xaver (mit vielen anderen vorher und nachher) zu bieten, hat ihren geistlichen und kirchlichen Reichtum noch nicht erschöpft. . . .²²⁾

In des Papstes Predigt beim Wortgottesdienst zur Aussendung der Missionare in Javier am 6. November 1982 dankt der Hl. Vater der spanischen Kirche für ihr großes Evangelisierungswerk: „Die spanische Kirche, Pionierin der Glaubensverkündigung in so vielen Regionen — nicht nur in den von Xaver erschlossenen, sondern vor allem in Lateinamerika, auf den Philippinen und in Äquatorialguinea —, leistet auch heute noch mit ihren gegenwärtig 23 000 in allen Gegenden der Welt wirkenden Missionaren und Missionarinnen einem hervorragenden Beitrag zu dieser Evangelisierung. Die spanische Kirche hat sich den Dank des Apostolischen Stuhles auch deswegen verdient, weil sie zu denen gehört, die durch personelle und materielle Hilfe die Strategie der Zusammenarbeit mit der Weltmission am meisten unterstützt und durch ihr Bemühen die Mission belebt und beseelt; eine Initiative von hoher Bedeutung und großer Tragweite bei diesem Bemühen stellt das hier bestehende ‚Missionszentrum Javier‘ dar. . . . Die Bischofskonferenz ihrerseits hat vor drei Jahren mit dem Dokument ‚Missionarische Verantwortung der spanischen Kirche‘ der missionarischen Belebung der Seelsorge einen neuen Impuls gegeben. . . .²³⁾

Im Blick auf die Verehrung der Jungfrau Maria in Spanien erwähnt der Papst in seiner Predigt anlässlich des Wortgottesdienstes und marianischen Weiheaktes in Saragossa am 6. November 1982 u. a.: „Wir befinden uns auf spanischer Erde, die mit Recht Land Mariens genannt wird. Ich weiß, daß in vielen Orten dieses Landes die Marienverehrung der Gläubigen in zahlreichen und hochverehrten Heiligtümern konkreten Ausdruck findet. . . .²⁴⁾

Santiago de Compostela nennt Johannes Paul II. in der Predigt während der Pilgermesse am 9. November 1982 „ein offenes Fenster zu neuen Ländern. . . , die ebenfalls christlich sind und jenseits des Atlantiks liegen“. Weiter bezeichnet der Papst die heilige Stätte in Santiago so: „. . . in diesem Moment bin ich an einem der berühmtesten heiligen Orte der Geschichte, der in der ganzen Welt bekannt ist, nämlich der Kathedral-Basilika, die das Grab des hl. Jakobus umschließt, der nach der Tradition der Prediger des Evangeliums in Spanien war. . . .“

„Der Jakobusweg“, erinnert der hl. Vater, „brachte im geistigen und kulturellen Bereich den kraftvollen Strom eines fruchtbaren Austausches zwischen den Völkern Europas hervor. Das, was die Pilger in demütiger und reumütiger Haltung aber wirklich suchten, war das Glaubenszeugnis. . . : der christliche Glaube, der aus den Steinen von Compostela aufzusteigen scheint, aus denen die Basilika des Heiligen erbaut wurde. Dieser christliche und katholische Glaube, der die Identität des spanischen Volkes bedeutet. . . .²⁵⁾

In seiner Abschiedsansprache am 9. November 1982 bekennt und ermahnt Johannes Paul II.: „1. . . . An jedem der von mir besuchten Orte habe ich voll Freude eine große Lebendigkeit des christlichen Glaubens angetroffen, verbunden mit eindeutigen Beweisen der Liebe zur Kirche und Zuneigung um Nachfolger Petri. . .

3. Mit meiner Reise wollte ich in euch die Erinnerung an eure christliche Vergangenheit und die großen Augenblicke unserer religiösen Geschichte wachrufen. Dieser Geschichte, für die — trotz unvermeidlicher Unvollkommenheiten — die Kirche euch einen Dankesbeweis schuldet.

Ohne daß dies eine Aufforderung an euch wäre, sich der Nostalgie hinzugeben oder den Blick allein der Vergangenheit zuzuwenden, war es mein Wunsch, eure christliche Vitalität zu stärken. Damit ihr vom Glauben her eure Zukunft erleuchten und auf einem christlichen Humanismus die Grundlagen für euer gegenwärtiges Zusammenleben errichten könnt. Denn wenn ihr eure Vergangenheit liebt und sie läutert, werdet ihr euch selbst treu sein und fähig, euch wirklich der Zukunft zu öffnen.²⁶⁾

Anmerkungen:

- 1) August Schuchert, Heinz Schütte: Die Kirche in Geschichte und Gegenwart, S. 55; Thomas-Verlag, Kempen 1969
- 2) Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 41, S. 6 u. 7, Bonn, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
- 3) ebd.
- 4) Lexikon für Theologie und Kirche, Herder 1964
- 5) R. Kottje u. B. Moeller: Ökumenische Kirchengeschichte, 2, S. 9, Grünewald-Verlag, Mainz 1973
- 6) ebd., S. 24/25
- 7) Henry Daniel-Rops: Die Kirche im Frühmittelalter: S. 435/36, Abendländische Verlagsanstalt, Innsbruck 1953
- 8) ebd., S. 438
- 9) ebd., S. 439
- 10) Dr. Karl Ploetz: Auszug aus der Geschichte; Ploetz-Verlag, Würzburg 1956
- 11) Lexikon für Theologie und Kirche, Herder 1964
- 12) Karl Heussi: Kompendium der Kirchengeschichte, S. 256; J.C.B. Mohr, Tübingen 1979
- 13) R. Kottje u. B. Moeller: Ökumenische Kirchengeschichte, 2, S. 413/14, Mainz 1973
- 14) Josef Lortz, Geschichte der Kirche, S. 294; Aschendorf, Münster 1948
- 15) Handbuch für Kirchengeschichte, S. 61, Herder, Freiburg 1979
- 16) ebd., S. 613
- 17) ebd.
- 18) ebd.
- 19) ebd., S. 617
- 20) ebd., S. 617/18
- 21) ebd., S. 619/20
- 22) Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 41, S. 17
- 23) ebd., S. 107/108
- 24) ebd., S. 115
- 25) ebd., S. 144 u. 147
- 26) ebd., S. 160

Die 7 apostolischen Männer: lt. Lexikon für Theologie und Kirche = die Missionstätigkeit der sog. „Siebenmänner“ (Apostelschüler) = Torquatus, Ktesiphon, Secundus, Indaltius, Caecilios, Hesyehios und Euphrasios ist umstritten.

Kirchenprovinzen/Diözesen: Die spanische Kirche umfaßt 11 Kirchenprovinzen, an Diözesen insgesamt 65 (Lexikon für Theologie und Kirche).

Inquisition in Spanien: „Große Bedeutung erlangte die Inquisition in Spanien, wo sie 1478—1484 eine besondere Zentralisation durch den vom König ernannten und vom Papst bestätigten und bevollmächtigten Großinquisitor (zuerst Thomas de Turrecremata) erhielt, dem alle spanischen Inquisitionstribunale unterstanden. Die spanische Inquisition, oft für politische Ziele mißbraucht, ging besonders gegen die Judenchristen (Marranos) und Mauren (Moriscos), ferner auch gegen Protestanten vor. Sie zeichnete sich durch besonderen Fanatismus aus. 1808 durch Josef Bonaparte aufgehoben, führte König Ferdinand VII. sie 1814 wieder ein; sie wurde aber 1834 endgültig aufgehoben“ (Lexikon für Theologie und Kirche, 5, Freiburg 1960).

Autorenhinweis:

Der Beitrag über die Kirche in Spanien in „Weltkirche im 20. Jahrhundert“ wurde von Univ.-Prof. Dr. Aldea Vaquero verfaßt.

Pius XII. und die Ausrottung der Juden

Johannes Wild SI

Zur Zeit läuft in verschiedenen Theatern des deutschen Sprachraums, wie schon einmal vor zwanzig Jahren, Hochhuths Stück „Der Stellvertreter“.

In diesem Schauspiel wird Papst Pius XII. der Vorwurf gemacht, aus niedrigen Beweggründen zu der Ausrottung der Juden durch NS-Deutschland geschwiegen zu haben. Es ist nicht zu fassen, daß angesichts der vorliegenden Gegenbeweise diese ungeheuerliche Verleumdung Pius' XII. nun wieder über die Bühnen geht.

Die Aktivitäten Pius' XII. zugunsten der NS-Verfolgten werden u. a. in zehn Bänden der „Actes Documents du Saint Siège relatifs à la Seconde Guerre Mondiale“ sowie im „Archiv der Gegenwart“ dokumentiert (vgl. Alfred Schickel in „Theologisches“, Abensberg Nr. 200, Dezember 1986, Spalte 7452), so z. B. die beiden Ansprachen Pius' XII., in denen er gegen die Rassenpolitik und Judenverfolgung der Nationalsozialisten protestierte, nämlich am 24. Dezember 1942 und am 2. Juni 1943.

Schon vorher, mindestens seit 1928, gab es zahlreiche kirchliche Proteste gegen den Rassenwahn, besonders von Pius XI. und den deutschen Bischöfen, z. B. die berühmten Adventpredigten Kardinal Faulhabers in München im Jahre 1933, doch kann hier nicht näher darauf eingegangen werden. (Vgl. Johann Neuhäusler, Kreuz und Hakenkreuz, S. I 224, S 1 23, ferner Lothar Groppe SJ, Kirche und Juden im Dritten Reich, ibw-journal, Januar 1983, Beilage S. 20, und andere Veröffentlichungen).

Warum Pius XII. nicht schärfer gegen die NS-Verbrechen protestierte, nicht protestieren durfte, begründet z. B. der jüdische Schriftsteller Pinchas E. Lapide in seinem Buch „Rom und die Juden“. Er schreibt:

„Anfang September 1943 besetzte die deutsche Wehrmacht Rom... Am 16. 10. 1943 begann die erste Razzia nach Juden. 1000 wurden festgenommen. In Rom lebten damals 8000 Juden. — Was tat Pius XII.? Ich nenne hier nur einiges: Er protestierte beim deutschen Botschafter von Weizsäcker (dem Vater des derzeitigen deutschen Bundespräsidenten). Er sandte... den deutschen Bischof der „Anima“ und den deutschen Salvatorianer P. Pfeiffer am 16. 10. 1943 mit einem Appell an den Stadtkommandanten General Stahel: Man habe den sicheren Eindruck, daß sich der Papst an die Weltöffentlichkeit wenden würde, wenn die Razzien nicht sofort eingestellt würden. Am darauffolgenden Tag war der Befehl Himmlers da, daß die Razzien einzustellen seien.“ Lapidé faßt zusammen:

„Mit Hilfe des Papstes und seiner Verbindungsleute... konnten allein in der Stadt Rom 7000 Juden gerettet werden. Hätte er sich an die Weltöffentlichkeit gewandt, so hätte das die 1000 nicht gerettet, wohl aber die 7000 der Gestapo ausgeliefert“. So weit Lapidé.

Welchen Eindruck Kirche und Papst auf die Juden gemacht haben, zeigt nicht zuletzt das Beispiel des Oberrabbiners von Rom, Israel Zolli: Er wurde katholisch und wählte als Taufnamen den Vornamen des Papstes: Eugen.

Pius XII. hatte die Klöster ermächtigt und gebeten, die Klausurbestimmungen zu lockern, damit möglichst viele Juden versteckt werden konnten. (Vgl. Bernd Wittschier in „Der Fels“, Regensburg 1988/4, S. 108f).

Außerdem hat Pius XII. allein im winzigen Kirchenstaat nach sorgfältigen Ermittlungen während des Zweiten Weltkriegs 7486 „Nichtariern“ Zuflucht gewährt und sie damit dem Zugriff der NS-Behörden entzogen. Und dies in einer Zeit, da der Vatikanstaat total von deutschen Truppen umgeben war und jede Stunde mit der Besetzung des päpstlichen Territoriums durch die Deutschen gerechnet werden mußte. (Schickel aaO Sp 7452).

Die Dokumente zeigen weiter, wie Pius XII. Tausende von Dollars als gefordertes „Reisegeld“ über seine Nuntien zur Verfügung stellte und Pässe für die Ausreise aus Rumänien, Ungarn oder dem Deutschen Reich ausfertigen ließ.

So bedankte sich der Jüdische Weltkongreß in einem Schreiben vom 27. März 1942 beim Heiligen Stuhl für die Vermittlung von Auswanderungsmöglichkeiten an Juden. Am 14. April 1942 schrieben gerettete Juden einen Dankesbrief an Pius XII. für die Ausstattung... mit Kleidung und Verpflegung. In derselben Zeit richtete Kardinal Theodor Innitzer von Wien ein Dankschreiben an Pius XII. für eine erfolgreiche Intervention zugunsten Tausender von Wiener Juden, die im Februar 1941 deportiert werden sollten. (Schickel aaO Sp 7452).

Zwei Mitglieder des Hilfskomitees der Jewish Agency schrieben am 14. Oktober 1944 an Roncalli, den späteren Papst Johannes XXIII.: „Das humanitäre Interesse, das der Heilige Stuhl und seine edlen Vertreter in verschiedenen Ländern Europas bewiesen, in denen Juden mit der Deportation bedroht wurden, und die Hilfe, die ihnen so großherzig gewährt wurde, wobei Tausende von Menschen vom sicheren Tod gerettet wurden, werden von unserer Nation und vom Gewissen der zivilisierten Welt nie vergessen werden.“ (Deutsche Tagespost 6.3.79, S. 8).

Im Jahre 1957 machte der obenerwähnte Pinchas E. Lapidé in seiner damaligen Eigenschaft als israelischer Konsul Kardinal Roncalli einen offiziellen Besuch, um im Auftrag der israelischen Regierung die tiefe Dankbarkeit für seine unschätzbare Hilfe bei der Rettung Tausender von Juden auf dem Balkan und in der Türkei auszudrücken. Roncalli erklärte, er habe nur die Weisungen Pius' XII. ausgeführt, zuerst und vor allem Menschenleben zu retten.

Schon zwei Jahre vorher, am 17. April 1955, hatte der Erzbischof Montini, der spätere Papst Paul VI., zu dem Dank der Israelis wegen seiner Hilfe bei der Rettung vieler Juden erklärt: „Ich habe nichts getan als meine Pflicht und außerdem habe ich nur auf Anordnung Pius' XII. gehandelt.“ (Schickel aaO Sp 7455).

Hochhuth zitiert in einem Vorspann zu „Der Stellvertreter“ François Mauriac: „Wir hatten nicht den Trost, den Nachfolger des Simon Petrus mit eindeutigen und klarem Wort... die Kreuzigung dieser unzähligen Brüder des Herrn verurteilen zu hören...“ Hochhuth unterschlägt aber das weitere Wort Mauriacs: „...das Schweigen des Papstes

und der Hierarchie war nichts anderes als entsetzliche Pflicht; es ging darum, schlimmeres Übel zu verhüten“ (vgl. Burkart Schneider SJ in „Basler Volksblatt“ 24.9.63).

Der Schweizer Diplomat und Historiker Carl Jakob Burckhardt (gest. 1974) schreibt in seinem Buch über die Rettung der Danziger Juden: „... Ich wußte, daß jede polemische Erwähnung in der internationalen Öffentlichkeit ihren augenblicklichen Untergang zur Folge haben mußte. ... Jeder Protest hatte augenblicklich zur Folge, daß Hitler in der brutalsten Weise durchgriff.“ (Schneider aaO).

Pius XII. selbst erklärte zu Beginn seines Pontifikats: „Die Erfahrung von neun Jahren (als Kardinal-Staatssekretär) lehrt, daß den totalitären Regierungen gegenüber das System öffentlicher Kritik mehr schadet als nützt“ (Schneider aaO), und zu den Untaten der Nazis in Polen sagte Pius XII. im Jahre 1943: „Wir müßten flammende Worte des Protestes gegen solche Dinge sagen, und nur das Wissen hält uns davon ab, daß wir das Schicksal jener Unglücklichen, wenn wir sprächen, noch viel härter machten“ (Schickel aaO Sp 7453), eine Erkenntnis und eine Haltung, in der ihn auch Botschafter von Weizsäcker bestärkte, was in Hochhuths Stück natürlich auch absolut negativ beurteilt wird.

Sr. M. Pascalina Lehnert beschreibt in ihrem Buch „Ich durfte ihm dienen“, wie Pius XII. auf die schrecklichen Nachrichten aus Holland hin seinen druckfertigen, äußerst scharfen Protest gegen die NS-Verbrechen nicht nur zurückgehalten, sondern wegen der schon erwähnten Gefahr einer Besetzung des Vatikans durch die Deutschen mit eigener Hand verbrannt hat.

P. Robert Leiber SJ, jahrzehntelang enger Mitarbeiter Pius XII., schreibt über das Dilemma, ob und inwieweit der Papst zu den Verbrechen der Massenmorde, aber auch zu dem gnadenlosen Bombenterror gegen die Zivilbevölkerung Stellung nehmen sollte: „Man darf Vorsehung darin vermuten, daß die Kirche durch den Zweiten Weltkrieg von einem Papst gesteuert wurde, der sich den Grundsatz Benedikts XV. zu eigen gemacht hat, gegen Unrecht, Gewalt und Grausamkeit immer nur in allgemeiner Form, von wem und wo immer sie geschehen, (öffentlich) Einspruch zu erheben“ (Groppe aaO, S. 30).

Wie richtig, wie allein richtig dieser Grundsatz war, zeigen die tragischen Ereignisse in Holland. Die katholischen Bischöfe Hollands hatten sich im Jahre 1942 mit einem scharf verurteilenden Hirtenbrief gegen die Judenverfolgung durch die Gestapo gewandt.

Die Reaktion der NS-Behörden war die umgehende Verhaftung und Deportation von 30000 holländischen Juden als „Antwort der Härte“, wie die Geheime Staatspolizei formulierte, auf diese „katholische Provokation“ (Schickel aaO, Sp 7453).

Unter den Opfern in Holland befand sich nebenbei bemerkt, die inzwischen seliggesprochene Karmelitin Edith Stein. „Aus keinem Land (im Westen) wurden mehr Juden — nämlich 79 Prozent — in die Todeslager deportiert als... in den Niederlanden“ (Groppe aaO S. 26).

Daß die vorsichtige Sprechweise des Vatikans trotzdem einen Sinn hatte und zugleich eben nicht unnötig das Leben anderer bedrohte, zeigt u.a. auch eine Bemerkung von

Weizsäcker, damals noch Staatssekretär im Auswärtigen Amt, in einem Brief vom 25.1.1940 an den Vatikan-Botschafter von Bergen: „...Der Vatikan drückt sich zwar in allgemeinen Begriffen aus, aber es ist völlig klar, wen er jedesmal meint“ (Groppe aaO S. 29).

Im übrigen kann man fast sicher sein, daß wenn Pius XII. in gutgemeintem aber unklugem Eifer Hitler provoziert und so ungewollt den Tod von Hunderttausenden von Juden bewirkt hätte, sich irgendein Dramatiker gefunden hätte, der aufgezeigt hätte, wie Pius XII. durch seinen „unverantwortlichen, todbringenden Theaterdonner“ die letzte Rettung für viele Juden unmöglich gemacht hätte.

Pinchas E. Lapide wurde häufig gefragt, warum er als gläubiger Jude so engagiert Pius XII. verteidige. Seine Antwort:

„Wenn Fairness und historische Gerechtigkeit Grundpfeiler jüdischer Moral sind, dann ist Schweigen angesichts verleumderischer Angriffe auf einen Wohltäter ein Unrecht... Hat sich Pius XII. in seinen vielen Appellen... nicht klar gegen das Nazitum, für gleiche Barmherzigkeit... zweifellos auch gegenüber den Juden ausgesprochen? ...Hätte Pius XII., bar jeder Macht, Hitler trotzen — und gleichzeitig weiter heimlich Juden retten können? ...Wer der Meinung ist, die Lage hätte gar nicht mehr schlimmer werden können, möge sich daran erinnern, daß immerhin weit über 2 Millionen Juden ... Hitlers Gemetzel eben doch überlebt haben... dank der Hilfe der Kirche, Bischöfe, Priester und Laien“ (Groppe aaO S. 32).

Ein hinreißend geschriebener Bericht (mit nur wenigen schwachen Stellen) über die Rettung von Juden soll hier auch erwähnt werden: Alexander Ramati, der Assisi-Untergrund (Ullstein).

Obwohl die oben angeführten Fakten seit langem bekannt und vielfach publiziert worden sind, nannte Hochhuth Pius XII. Ende 1978 gegenüber einer großen norwegischen Zeitung einen „gemeinen Feigling“ (Groppe aaO S. 17), wurde das Rufmord-Stück „Der Stellvertreter“ mit Preisen bedacht, wird dieses Machwerk nun wieder an vielen Orten aufgeführt.

Jeder Mensch kann irren, jeder Mensch kann sich einmal verrennen. So bietet Friedrich Schiller, dem man doch gewiß im allgemeinen keinen Haß gegen das Katholische nachsagen kann, in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ eine rufmordähnliche Verzeichnung des katholischen Feldherrn Tilly, wie übrigens auch des ganzen Krieges, vermutlich weitgehend guten Glaubens.

Wenn Hochhuth und seine Gesinnungsfreunde ihre ungeheuerlichen Irrtümer und Ungechtigkeiten gegen Pius XII., einen der bedeutendsten Päpste der Neuzeit, einen der größten Freunde und Wohltäter des deutschen Volkes in diesem Jahrhundert, einer der — ich wage es zu sagen — edelsten Gestalten der Kirchengeschichte, nicht beenden bzw. widerrufen und wiedergutmachen würden, hätten sie sich selbst gerichtet.

Anmerkung der Redaktion:

In diesem Zusammenhang wird auf den Artikel „Papst Pius XII. und die historische Wahrheit“ — Auszug aus einem Buch von Dr. Hans Filbinger — in Osservatore Romano, Nr. 21, 20. Mai 1988, und aus gelicher Quelle „Die Verleumdung“ in Deutsche Tagespost, Nr. 60, vom 21. Mai 1988, hingewiesen.

Oder: Wußten Sie, daß der Vatikan bis zum Ausbruch des Krieges 60mal bei Hitler protestiert hat?

Geburt

Zwei Hände warten dir entgegen,
kleines Leben.
Schmerz der Welt. Glückseligkeit!
Der Schrei!
Das Leben, das Leben!

Johannes Cofalka

Es lebe Christus, der König!*

Lothar Groppe

Die Generation jener, deren Schulzeit und Jugend in die Zeit des „Tausendjährigen Reichs“ fiel, wird sich oft mit Wehmut an die Begeisterung erinnern, mit der sich weite Teile der katholischen Jugend — solange dies noch möglich war — in Ferienlagern unter Gleichgesinnten, aber an den Jugendbekenntnissonntagen auch in aller Öffentlichkeit freudig zu Christus und seiner Kirche bekannten. Damals wurde noch nichts „hinterfragt“, man stand einfach ganz selbstverständlich zur Kirche, die vielfach bedrängt, verleumdet und verfolgt und deren Einfluß immer mehr zurückgedrängt wurde. Besonders ein Lied wurde damals gern und häufig gesungen, das man in unseren heutigen Gesangbüchern vergebens sucht:

„Laßt die Fahnen wehen über unsern Reihen,
alle Welt soll sehen, daß wir froh uns weihen,
Kämpfer zu sein für Gott und sein Reich,
mutig und freudig den Heiligen gleich:
Wir sind bereit, rufen es weit:
Gott ist der Herr auch unsrer Zeit!“

Wie kam es zu dieser heutzutage unvorstellbaren Begeisterung? Wie kam es, daß die Kirchen damals voll waren, während sie heute oft halbleer sind und unsere Jugend sich aus ihr weitgehend abgemeldet hat? Folgte man damals einem Herdentrieb, war es „in“, in die Kirche zu gehen, treu zu ihr zu stehen? Nun, das kann man beim besten Willen nicht behaupten. Ganz abgesehen davon, daß im „Deutschen Reich“ die Bevölkerung zu zwei Dritteln nicht katholisch war, stand die Mehrheit im anderen Lager. Große Teile der Jugend ließen sich von Jungvolk und Hitlerjugend begeistern, die ganz andere Möglichkeiten boten als Gruppenabende beim Kaplan. Wo konnten denn damals Jugendliche schon reiten, segeln, Motorrad fahren oder gar fliegen, wenn nicht bei der Hitlerjugend? So etwas konnte die Kirche nicht bieten. Die Nazis wußten schon sehr gut, wie man die Jugend für sich gewinnen konnte.

Für die Begeisterungsfähigkeit großer Teile der katholischen Jugend zur Zeit des Dritten Reichs gab es sicher eine Reihe von Gründen. Einer, der allerdings für alle Jugendlichen, unbeschadet ihres religiösen Bekenntnisses zutrifft, dürfte darin liegen, daß damals der Lebensstandard weit niedriger und jedermann, nicht zuletzt die Jugend, ungleich anspruchsloser war als heute. Sodann verstanden es viele Priester, Jungen und Mädchen für Menschen zu begeistern, die in schwerer Zeit gelebt und sich — oft heroisch — als Christen bewährt hatten. Einer von ihnen war „Der Gottesstreiter Michael Pro“, wie das Buch des Jesuiten Karlheinz Riedel hieß und das er „der deutschen Jugend“ gewidmet hatte. Es erschien 1935 und wurde von zahllosen katholischen Jungen und Mädchen regelrecht verschlungen. Vielleicht war es vielen gar nicht einmal bewußt, daß bei aller Verschiedenheit

* Zur Seligsprechung von Pater Michael Pro SJ am 25. September 1988

im einzelnen die Lage der katholischen Kirche während der braunen Diktatur große Ähnlichkeit hatte mit der im fernen Mexiko zur Zeit des jungen Jesuitenmartyrers.

Wenn Papst Johannes Paul II. im Herbst dieses Jahres P. Pro zur Ehre der Altäre erheben wird, dürfte diese Seligsprechung der Kirche Mexikos starken religiösen Auftrieb geben. Denn wenn sie heute auch noch zahlreichen Einschränkungen unterworfen ist, so ist die Zeit der blutigen Verfolgung lange zu Ende. Verglichen mit der Zahl der Bevölkerung — Mexiko hatte zur Zeit P. Pros knapp 17 Millionen Einwohner — dürfte die Zahl der Blutzeugen denen im Dritten Reich in etwa entsprechen.

Am 23. November 1927 brach Michael Pro unter den Kugeln des Exekutionskommandos mit dem Ruf „Es lebe Christus, der König!“ zusammen. Wer war dieser junge Jesuit, der während der Zeit des Kirchenkampfes in Deutschland so viele katholische Jugendliche faszinierte? Miguel Augustin Pro-Juarez, wie sein voller mexikanischer Name lautet, wurde am 13. Januar 1891 in Concepción del Oro im Bundesstaat Zacatecas, Mexiko, geboren. Sein Vater war wohlhabender Minenbesitzer. Michael war das dritte von insgesamt 11 Geschwistern, von denen aber drei bereits als Säuglinge starben. Im Alter von 4 Jahren wurde er so krank, daß ihn die Ärzte bereits aufgegeben hatten. Aber Michael starb nicht, sondern wurde schwachsinnig. In seiner Verzweiflung trug der Vater das Kind vor das Bild der Jungfrau von Guadalupe, das auch heute wohl in keinem mexikanischen Haus fehlt, und flehte: „Himmlische Mutter, gib mir mein Kind zurück!“ Ein Zittern ging über den kleinen Körper und ein Blutsturz ergoß sich über den Vater. Die Eltern waren zu Tode erschrocken. Der eilig herbeigerufene Arzt stellte jedoch nach kurzer Untersuchung fest, daß keine Lebensgefahr mehr bestand. Auch von Schwachsinn zeigte sich keine Spur mehr. Als Michael zu sich kam, rief er der Mutter zu: „Mama, ich möchte Cocol.“ Diese mexikanische Leckerei mochte Michael besonders gern. Den Namen Cocol behielt er sein ganzes Leben, und während der Verfolgungszeit unterschrieb er bisweilen auch so seine Briefe. Der kleine Michael war ein rechter Lausbub, stets zu Späßen und Schabernack aufgelegt. Bereits als Fünfjähriger trat er bei kleinen Familienfesten auf und brachte die fröhliche Runde mit seinen drolligen Einfällen zum Lachen. Bisweilen aber war er so übermütig, daß er mit dem väterlichen Rohrstock Bekanntschaft machte. Wie die meisten seiner Altersgenossen spielte er gern Soldat und wollte später einmal General werden.

Concepción del Oro, ein Städtchen von etwa 7000 Einwohnern, besaß nur eine höchst mangelhafte Schule. Don Miguel, der Vater Michaels, befürchtete, der Junge würde dort nichts Rechtes lernen und durch den Einfluß der anderen Schüler in seiner Entwicklung gefährdet. Deshalb ließ er die Kinder durch Hauslehrer unterrichten. Doch diese hielten es in dem weltabgeschiedenen Nest nie lange aus, und so übernahm schließlich der Vater selbst den Unterricht. Verständlicherweise blieb die schulische Bildung insgesamt recht lückenhaft. Zudem zog es Michael mehr in die wilde freie Natur als zu den ungeliebten Schulbüchern.

Die Bergwerke Mexikos standen damals in schlechtem Ruf. Sie galten geradezu als Schulen des Verbrechens. Bisweilen befanden sich in einer Belegschaft mehrere Mörder. Das

Land war unsicher. Räuber und Wegelagerer überfielen häufig die Silbertransporte. Viele Kumpel vertranken am Wochenende, was sie in sechs harten Arbeitstagen verdient hatten. So war in zahlreichen Familien der Hunger ständiger Gast. Michael ging gern zu den Kumpels, und diese mochten den kleinen Spaßvogel auch, obwohl er der Sohn des Grubendirektors war. Mehr und mehr lernte Michael die Mentalität seiner Freunde kennen, eignete sich aber auch — nicht gerade zur Freude seiner Eltern — manche ihrer derben Ausdrücke an. Allerdings sollten ihm diese Erfahrungen bei seiner späteren Seelsorgerstätigkeit eine große Hilfe sein.

Dona Josefa, die Mutter Michaels, schickte samstags, wenn die Löhne ausgezahlt wurden, ihre drei ältesten Kinder zur Unterstützung des Vaters in dessen Büro. Dieser hatte zwar anfangs wegen der Töchter Bedenken, aber sie erwiesen sich als unbegründet. Die rauen Gesellen nahmen sich in Gegenwart der jungen Mädchen und ihres jungen Freundes zusammen und unterließen auch das gräßliche Fluchen.

Weil Michael trotz aller Ermahnungen der Eltern und eigener guter Vorsätze beim Lernen nicht die gewünschten Fortschritte machte, wurde er in das katholische Josefs-Kolleg in die Hauptstadt geschickt. Dort blieb er etwa ein Jahr lang, wurde aber so magenkrank, daß ihn die Eltern wieder nach Hause nahmen. Später versuchten sie es noch einmal mit einem Kolleg in Saltillo. Die dortigen Jungen waren über die Ankunft Michaels sehr erfreut, denn nun hatten sie einen echten Kumpel unter sich. Aber bald stellte sich heraus, daß Michael in einem protestantischen Kolleg gelandet war und man ihn trotz seines inständigen Bittens sonntags nicht in die Messe ließ. Ein Brief nach Hause, in dem er sich hierüber beklagte, wurde von der Anstaltsleitung abgefangen. Schließlich gelang es Michael doch noch, die Eltern von seinem Mißgeschick zu informieren, und sie nahmen ihn wieder nach Hause.

Michaels überschäumendes Temperament verleitete ihn zu manch unüberlegtem Streich. In stillen Stunden bereute er seine Unbesonnenheit, wußte er doch, daß er hiermit seinen Eltern Kummer bereitete. Dennoch begegneten sie ihm mit der gleichen Güte wie den übrigen Geschwistern, die ihnen weniger Sorgen machten.

Mit 15 Jahren hatte Michaels Schulbildung einen gewissen Abschluß erreicht. Der Vater nahm ihn zu sich ins Büro und vertraute ihm mit der Zeit auch wichtigere Arbeiten an. Der Junge zeigte sich anständig und geschickt und wurde dem Vater bald eine große Hilfe. In seiner Freizeit zog es ihn immer wieder zu seinen Freunden, den Kumpels, denen er bisweilen auch bei ihrer schweren Arbeit half.

Dona Josefa hatte schon lange die Errichtung eines kleinen Krankenhauses geplant. Die Armen des Ortes konnten sich keinen Arzt leisten und hatten niemanden, der sich um sie kümmerte, wenn sie krank wurden. Don Miguel war mit den Plänen seiner Frau einverstanden, wenngleich er die kommenden Schwierigkeiten klar voraussah. Der Bürgermeister des Ortes und drei Ärzte unterstützten das Vorhaben, und ein ortsansässiger, wohlhabender Apotheker sicherte seine finanzielle Unterstützung zu. Die ältesten Kinder halfen der Mutter und richteten in einem kleinen Haus ein Ambulatorium ein, in dem auch eini-

ge Betten aufgestellt wurden. Die Mitbürger freilich übergossen das Unternehmen mehrheitlich mit Spott und Hohn. Manche scheuten selbst vor üblen Verleumdungen nicht zurück. Michael war empört, doch die Mutter sagte nur: „Cocol, wir haben für solche Kindereien keine Zeit. Die Kranken warten.“

Sobald das kleine Krankenhaus fertig war, ging Dona Josefa in Begleitung ihres Ältesten täglich dorthin. Michael suchte die Kranken mit seinen Späßen und Liedern aufzuheitern und erfreute sie mit kleinen Zauberkunststücken, in denen er es zu immer größerer Fertigkeit brachte. Als ein neuer Bürgermeister gewählt wurde, verbot dieser dem Ortspfarrer, in dem Haus die Sakramente zu spenden. Daraufhin zog sich Familie Pro von ihrem Werk zurück.

Michael war als Jugendlicher nicht gerade ein Heiliger. Zwar eroberte er mit seinem Humor viele Herzen im Sturm. Andererseits verärgerte er viele durch seinen Eigensinn und seine Launenhaftigkeit. Am besten verstand er sich mit seiner ältesten Schwester Concepción, die er sich zum „Freund“ erkor. Gegen sie war er ausnehmend charmant, während er gegenüber den anderen Geschwistern oft wenig galant war. Wenn er sich über seine Schwestern ärgerte, meinte er, man müsse sie „alle, einer nach der andern, hängen“. Freilich litt er selbst am meisten unter seiner Schwäche und bemühte sich stets, sich mit denen, denen er wehe getan hatte, wieder zu versöhnen.

Trotz seines damals unausgeglichene Wesens war er ein innerlicher Junge, der es mit seinen religiösen Verpflichtungen sehr ernst nahm. Seit seinem 11. Lebensjahr ging er an jedem Herz-Jesu-Freitag zu den Sakramenten. Die Herz-Jesu-Verehrung begleitete ihn sein ganzes Leben. Vor allem in der Zeit der Verfolgung gab sie ihm Kraft, die ihn vor keinem Einsatz zurückschrecken ließ.

In der Familie Pro wurde abends regelmäßig gemeinsam der Rosenkranz gebetet. Die Verehrung „seiner himmlischen Mutter“ war Michael sein ganzes Leben selbstverständlich: „Wieviel fehlt doch den Protestanten an ihrer Religion, allein schon, weil sie Maria nicht verehren.“

Inzwischen beschäftigte ihn der Vater als volle Arbeitskraft in seinem Büro, und Michael vertrat die Bergwerksgesellschaft erfolgreich in zahlreichen Prozessen und Schiedsverfahren.

Aber plötzlich entfremdete er sich unter dem Einfluß seiner protestantischen Freundin dem katholischen Glauben und entzog sich mehr und mehr dem Einfluß seiner Familie. Die Mutter vergoß bittere Tränen und verdoppelte ihre Gebete für den Ältesten. Zum Vater sagte sie oft: „Wenn er nur kein zweiter Augustinus wird!“

Die Begegnung mit einigen Jesuiten, die in der Nähe Volksmission hielten, bewirkte eine gründliche Umkehr. In Exerzitien fand er wieder ganz zu Gott zurück. Die Mutter war überglücklich.

Als Michael 19 Jahre alt war, trat zunächst seine Schwester Luz ins Kloster ein. Ihr Abschied schmerzte ihn tief. Wenig später erfuhr er, daß auch seine Liebblingsschwester Con-

cepción Ordensfrau werden wolle. Er war untröstlich und weinte wie ein Kind. Als er Concepción fragte, was sie zu ihrem Entschluß bewogen habe, entgegnete sie: „Der Wille Gottes.“ „Dann gibt es keinen Widerspruch“, war seine Antwort.

Am Tag, da Michaels kleiner Bruder Humberto zur ersten hl. Kommunion ging, trat Concepción ins Kloster ein. Es scheint, daß an diesem Tag zum ersten Mal in dem Jungen auch der Entschluß keimte, Ordenspriester zu werden. Die Mutter bemerkte, daß ihr Ältester nach dem Klostereintritt der beiden Schwestern ungewöhnlich zurückhaltend und mit sich selbst beschäftigt war.

In einem Jesuitenpater fand Michael einen Seelenführer, der sich zwar hütete, ihn zu beeinflussen; dennoch ist es wohl ihm zuzuschreiben, daß er eines Tages um Aufnahme in den Orden bat. Freilich erhielt er zunächst eine kalte Dusche. Der Rektor des Nepomukkollegs, an den sich der Junge gewandt hatte, bestellte ihn zweimal zu sich. Dann aber nahm er keinerlei Notiz von ihm und widmete sich seiner Schreibtischarbeit. Michael war wütend. Erst bei seinem dritten Besuch behandelte ihn der Rektor höflich und freundlich. Bald darauf traf die Aufnahmebestätigung des Provinzials ein. Michael sagte zu Hause kein Wort. Er war nun schon das dritte der Kinder, die in einen Orden wollten. Wie würden die Eltern reagieren? Da erkrankte Michael schwer. In seinen Fieberphantasien sprach er von dem, was ihn innerlich aufwühlte, und so erfuhren die Eltern davon. Als Michael wieder gesund wurde, bemerkte er am Verhalten der Eltern, daß sie um sein Geheimnis wußten. Schweren Herzens und doch voller Freude gaben sie ihm die Erlaubnis zum Eintritt in den Jesuitenorden. Da Michael noch durch seine Krankheit geschwächt war, begleitete ihn der Vater, als er am 10. August 1911 in das Noviziat in El Llano (Michoacán) eintrat. Der Abschied von zu Hause, besonders von seiner Mutter, fiel ihm schwer. Es waren die schmerzlichsten Augenblicke seines Lebens. Aus seinen ersten Ordensjahren besitzen wir keine Briefe. Aber aus den Erzählungen seiner Mitnovizen wissen wir, daß Michael seinen Frohsinn bewahrte und seine Mitbrüder mit seinen Späßen, Liedern und seinem Imitationstalent ebenso begeisterte wie einst die Kumpel und Kranken. Bei allem Streben nach Vollkommenheit war er nie ein finsterner Asket. Über miesepetrige Mitbrüder konnte er sich weidlich lustig machen. Wie Franz v. Assisi und Philipp Neri zeigte Michael Pro, daß Heiligkeit und Frohsinn keine Gegensätze sind. In Krankheit und unter Schmerzen wußte er ebenso eine tiefinnerliche Freude zu bewahren wie später in den Zeiten der Verfolgung.

Ein Mitnovize charakterisiert den jungen Ordensmann so: „In Frater Pro lebten eigentlich zwei Menschen: der Pro der Erholungsstunden mit seinen Scherzen und Liedern, und der Pro des Gebetes mit seiner Abtötung und dem verborgenen Heldentum. In der Zeit der großen Exerzitien... überragte er alle an Eifer.“

Am 15. August 1913, dem Fest Mariä Himmelfahrt, legte Frater Pro die ewigen Gelübde ab.

Zwei Jahre zuvor war Porfirio Diaz, der Mexiko nahezu dreieinhalb Jahrzehnte regiert hatte, gestürzt worden. Zwar hatte er das Land nicht gerade demokratisch regiert, es aber

doch energisch entwickelt. Nach seinem Sturz wurde das Land durch blutige Unruhen zerrissen. Nach Schätzungen von Fachleuten kamen etwa 1 Million Menschen im Lauf der Revolutionsjahre ums Leben, etwa ein Sechzehntel der Bevölkerung. Als schließlich Huerta an die Macht kam, blühte das kirchliche Leben für kurze Zeit wieder auf. Aber schon bald errang Carranza die Macht und stürzte das Land in Bürgerkrieg. Die Jesuiten mußten ihr Haus verlassen und gingen auf Umwegen ins Exil nach Los Gatos in Kalifornien.

Der junge Ordensmann wurde zum Studium der Philosophie nach Granada in Spanien geschickt. Von der Überfahrt dorthin überlieferte uns P. Dragon, ein Francokanadier, der später mit ihm zusammen studierte und als bester Kenner des Lebens Michael Pros gilt, eine köstliche Geschichte. Sie zeigt uns, daß Michael noch immer der Schalk im Nacken saß. Eines Morgens entdeckte er auf dem Deck des Schiffes einen Chinesen, der fürchterliche Grimassen schnitt. Er krümmte sich geradezu vor Schmerzen. Michael glaubte die Ursache seines Leidens erkannt zu haben. Mit fachmännischer Miene trat er an den Unglückswurm heran, wendete die Augenlider, fühlte den Puls und ließ sich die Zunge zeigen. Dann verordnete er eine ordentliche Portion Rizinus. Doch die erhoffte Wirkung blieb aus. Mit der größten Selbstverständlichkeit verschrieb der Arzt von eigenen Gnaden eine zweite Dosis, und als sich noch immer keine Wirkung zeigen wollte, schließlich eine dritte. Am nächsten Tag stolzierte der Chinesen übergücklich auf Deck umher und sang jedem, der ihm begegnete, das Lob des „Wunderdoktors“, den ihm ein guter Stern zugeführt habe.

Das abstrakte Studium fiel Frater Pro recht sauer. Er war mehr praktisch veranlagt. So war er froh, daß er nach Abschluß der Philosophie, der Tradition des Ordens entsprechend, ins Interstiz geschickt wurde. Er verbrachte es in Granada/Nicaragua. Laut Katalog der mexikanischen Ordensprovinz mußte er den Kindern in der Volksschule das Schreiben beibringen. Hier war er in seinem Element. Wenngleich er auf Disziplin und Ordnung sah, merkten die Kleinen doch sehr bald, daß dieser immer frohe Ordensmann ein Herz für sie hatte. Sie hingen an ihm wie die Kletten.

Zur Theologie kehrte Frater Pro wieder nach Europa zurück, da hierzu in der Heimat keine Möglichkeit bestand. Zunächst studierte er in Sarriá bei Barcelona. Im dritten Jahr wechselte er nach Enghien in Belgien. Auch die scholastische Theologie gab Frater Pro manch harte Nuß zu knacken. Sein hitziges Temperament blieb ihm erhalten, und es fiel ihm nicht leicht, Meinungen zu tolerieren, die seinen Auffassungen widersprachen. Neben dem Theologiestudium widmete er sich mit großem Fleiß der Soziallehre der Kirche. Immer wieder las er die Sozialzyklika „Rerum novarum“. In Mexiko wollte er sich besonders der Arbeiter annehmen und sie mit der Lehre der Kirche vertraut machen. Angesichts der Not, mit der er im Kohlenrevier von Charleroi konfrontiert wurde, schrieb er: „Wir müssen unseren Horizont erweitern. Wir dürfen uns nicht mit einem zu engen Arbeitsbereich begnügen. Das kann gut gemeint sein, aber gerade die Gegner der Kirche wollen uns in die Sakristei verbannen... Wir müssen die Stimme erheben, wo Unrecht ge-

schieht, mit großem Mut, ohne Menschenfurcht. Die Prinzipien der Kirche müssen überall verkündet werden; vor allem das Gesetz der Liebe, aber ohne — wie es zuweilen geschieht — die Prinzipien der Gerechtigkeit zu vergessen.“

Sein Provinzial billigte seine Pläne für die Zukunft, sich ganz in den Dienst der Arbeiterseelsorge zu stellen, und schrieb an den Ordensgeneral: „Er ist ein guter Ordensmann, gleichsam dazu geboren, sich der Arbeiterschaft anzunehmen. . . Er bat mich, ihm zu gestatten, in den Ferien mit den Bergleuten zusammenzuleben und mit ihnen zu arbeiten; ich habe die Obern des Kollegs in Enghien angewiesen, es ihm zu erlauben, wenn es irgendwie angeht. . . Wir brauchen nämlich einen Menschen, der unter den Arbeitern beliebt ist und in ihren Kreisen vertraut verkehrt, sich ganz ihren Gebräuchen angleicht; der sie durch seine Sprache und seinen Umgang anzieht, ihnen immer in Frohsinn dient; einen Mann, sage ich, der sie versteht, zu dem sie gern und mit Freude gehen. . .“

Frater Pro mischte sich unter die Arbeiterjugend und gewann trotz seines mangelhaften Französisch bald ihr Vertrauen. Für sie war er Kumpel unter Kumpeln. Als er zum ersten Mal mit ihnen in die Grube einfuhr, gab es erstaunte Gesichter. Damals gab es, wie auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg, gerade unter den Bergleuten viele Antiklerikale. Jedoch hatten die Kumpel bald heraus, daß dieser Ordensmann sie verstand und ein Herz für sie hatte.

Eines Tages stieg er in einen Arbeiterzug und setzte sich mitten unter die Bergleute. Sie musterten ihn feindselig, denn natürlich war er für sie im langen Talar ein Vertreter der nicht gerade geschätzten Kirche. Frater Pro tat, als bemerke er dies gar nicht, sondern erkundigte sich nach diesem und jenem. In aller Unschuld fragte er seinen Nachbarn, ob es unter ihnen auch Sozialisten gebe. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: „Wir sind alle Sozialisten“, kam es spitz zurück. „O, das trifft sich gut“, gab er zur Antwort. „Ich bin nämlich auch Sozialist.“ „Sie, Herr Abbé, ein Sozialist?“ „Natürlich, und zwar im wahren Sinn des Wortes! Ich bin sicher noch radikaler als ihr alle zusammen. Wißt ihr denn nicht, was das heißt: Sozialist sein?“ „Natürlich“, sagte einer, „den Reichen das Geld abnehmen!“ „Also rauben und stehlen? Das kann ich nicht glauben. Oder? Wenn es so ist, sagen Sie es mir. Dann steige ich lieber aus.“ Die Arbeiter lachten und es entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Schließlich sagte einer: „Pater, haben Sie denn keine Angst vor uns?“ „Angst? Keine Spur. Ich bin bewaffnet.“ „Bewaffnet? Einen Revolver?“ Frater Pro zog sein Kruzifix hervor, das er stets an einer Schnur um den Hals trug. „Damit bin ich vor allem sicher. Und ich weiß, daß ich euch damit mehr Furcht einjage, als ihr vielleicht zugeben wollt.“ Sie lachten nicht mehr. Einer nahm seine Mütze ab. Aber ein junger Arbeiter erklärte trotzig: „Wir sind auch Kommunisten!“ „O, das trifft sich aber gut“, meinte Frater Pro. „Es ist jetzt 1 Uhr und ich habe noch nicht gegessen. Da ich auch Kommunist bin, bitte ich euch, eure Brote mit mir zu teilen.“ Die Kumpel mußten wieder lachen. Einen solch seltsamen Priester hatten sie noch nicht erlebt. Tatsächlich teilten sie ihre Brote mit ihm. Als sie ausstiegen, nahmen sie von ihm Abschied wie von einem alten Freund. Als der Zug schon anfuhr, sprang einer der Kumpel noch einmal aufs Trittbrett, reichte Frater Pro ein Päckchen und drückte ihm noch einmal die Hand. Als Michael das Päckchen öff-

nete, fand er darin Schokoladengebäck. „Diese Kommunisten haben mich gut unterhalten, gaben mir zu essen, und haben mich nicht umgebracht. Es waren doch gute Kerle“, schloß Frater Pro seinen Bericht über diese abenteuerliche Bahnfahrt.

Während des Theologiestudiums brach Michaels altes Magenleiden wieder aus. Dreimal mußte er operiert werden. An manchen Tagen aß er überhaupt nichts, um die Schmerzen ein wenig zu dämpfen. Dabei plagte ihn die Sorge, ob man ihn wegen seiner Krankheit überhaupt weihen werde. Als ihm sein Provinzial schrieb, er sei zur Priesterweihe zugelassen, war er überglücklich. Am 31. August 1925 feierte er seine erste hl. Messe. Keiner seiner Angehörigen konnte in dieser Stunde bei ihm sein. Einem Freund schrieb P. Pro: „Nach der hl. Messe gingen die Neugeweihten in den Festsaal des Kollegs, um dort ihren Eltern und Angehörigen den Primizsegen zu erteilen. Ich ging auf mein Zimmer, stellte die Fotos meiner Angehörigen auf und segnete sie alle von ganzem Herzen. Den zweiten Primizsegen sandte ich meinen Obern, meinen Mitbrüdern und allen, die mir auf dem Weg zum Priestertum geholfen hatten. Der dritte Segen sollte für die bestimmt sein, die Gott für meine zukünftige priesterliche Tätigkeit erwählt hatte.“ Sein Provinzial glaubte, die Heimatluft würde seine schwache Gesundheit am ehesten wiederherstellen. Deshalb schrieb er dem Neupriester, er solle nach Mexiko zurückkehren.

Vor seiner Heimkehr konnte P. Pro dank der Spende eines Freundes Lourdes besuchen. Die Begegnung mit der Gottesmutter an diesem Wallfahrtsort wurde zur entscheidenden Hilfe für die Reifung seiner Hingabe an Gott und die Kirche. Das gläubige Vertrauen der Kranken zu Maria bestärkte wiederum seine Zuversicht auf ihren Beistand für die kommenden Aufgaben in der Heimat, in der nunmehr schon seit Jahren eine blutige Christenverfolgung tobte. Seine Eindrücke in Lourdes faßte er so zusammen:

„Für mich bedeutet die Wallfahrt nach Lourdes, bei Maria Halt und Zuversicht zu finden. Im Dialog mit ihr erkannte ich, daß ich für alle Zukunft mit ihrer mütterlichen Hilfe rechnen darf.

Der Heimweg fällt schwer, denn ich komme in mein Vaterland mit angeschlagener Gesundheit; ich komme in ein Vaterland, das von gottloser Regierung zugrundeegerichtet wird; ich komme nach Hause, ohne meine Mutter wiederzusehen... Aber die Reise zur Muttergottes nach Lourdes hat mir wieder Mut gegeben.“

Am 24. Juni 1926 bestieg P. Pro in St. Nazaire das Schiff, das am 6. Juli in Veracruz anlegte. Der Grenzübertritt verlief völlig reibungslos. Man hielt ihn offenbar für einen Studenten. Weder Paß noch Gepäck wurden kontrolliert. Am nächsten Morgen meldete er sich bei seinem Provinzial in der Hauptstadt. Diese zählte damals 1 Million Einwohner. Heute ist Mexico-City ein Monster von geschätzten 20 Millionen. Während die Reichen in zum Teil prunkvollen Villen mit eigenen Wächtern wohnen, vegetierten Millionen in unbeschreiblichen Slums, gegen die sich Harlem fast wie eine Siedlung von Kapitalisten ausnimmt.

Am nächsten Tag ging es zum Vater. Die Mutter war wenige Monate vor Michaels Rück-

kehr gestorben. Der einst wohlhabende Mann hatte durch die Revolution sein Vermögen verloren und lebte mit seiner jüngsten Tochter in dürftigen Verhältnissen.

1924 hatte Calles — wie die meisten Präsidenten Mexikos seit 130 Jahren Freimaurer — die Regierung übernommen. Gleich seinen beiden Vorgängern Obregón und Carranza war er ein fanatischer Kirchenhasser. Letzterer hatte zwar die Verfassung von 1917 durchgesetzt, welche die Menschenrechte so stark einschränkte, daß die Versailler Friedenskonferenz 1919 Mexiko die Aufnahme in den Völkerbund verweigerte. Immerhin ließ Carranza nach einiger Zeit einige der schlimmsten Artikel der Verfassung nicht mehr anwenden, ohne sie allerdings aufzuheben. Obregón hatte am 14. November 1921 vor dem Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Guadalupe in einem Blumenbukett eine Bombe niederlegen lassen. Die Explosion war so gewaltig, daß rings um den Altar alles zerstört und ein schweres Altarkreuz aus Bronze völlig verbogen wurde. Es wird heute in einem Glaschrein in der neuen Basilika aufbewahrt. Dem Gnadenbild selbst passierte nichts. Nicht einmal das Glas oder der Rahmen des Bildes wurden beschädigt. Der Anschlag löste damals ungeheure Empörung aus. Selbst ungläubigen Mexikanern — von den etwa 67 Millionen Einwohnern Mexikos bei der Volkszählung 1980 bezeichneten sich 2,09 Millionen als religionslos — ist die Madonna von Guadalupe heilig. Der mexikanische Essayist Octavio Paz bemerkte einmal scherzhaft, nach zwei Jahrhunderten voller Experimente und Niederlagen glaube das mexikanische Volk nur noch an die Jungfrau von Guadalupe und die Nationallotterie.

Wenn Mexiko zu den „katholischen“ Ländern gezählt wird, muß man schon sehr genau hinschauen. Zwar gaben sich bei der letzten Volkszählung knapp 62 Millionen als katholisch aus. Innerkirchlich bezeichnet man von diesen 65 % als „praktizierend“. Aber in Mexiko versteht man hierunter etwas völlig anderes als bei uns. Dort wird schon zu den „Praktizierenden“ gerechnet, wer wenigstens einmal im Jahr die Messe besucht. Nach diesen Kriterien hätten wir nahezu 100 % praktizierende Katholiken, denn an Weihnachten oder an einem Feiertag gehen wohl fast alle Katholiken einmal in die Kirche. In Mexiko schätzt man 10—13 % regelmäßige Kirchgänger. Bei einigen Stichproben stellte ich aber fest, daß diese Schätzung allzu optimistisch ist. Ein Pfarrer der Hauptstadt, den ich nach der Zahl der Gottesdienstbesucher fragte, meinte, so wie überall, etwa 10 %. Von seinen 60000 Katholiken sieht er aber nur rund 2000 in der hl. Messe. Im Gebiet der Otomí, einem noch relativ geschlossenen Indianergebiet, kommen nach Schätzung des Pfarrers etwa 3—5 % seiner Gemeindemitglieder zum Gottesdienst.

Calles übertraf seine beiden Vorgänger noch an Brutalität und Verschlagenheit. Sein großes Vorbild war die Sowjetunion. So wie dort sollte auch in Mexiko Religion und Kirche ausgerottet werden: „Solange ich Präsident bin, bleiben die Gesetze (der Verfassung) in Kraft.“

1925 hatte er den Versuch unternommen, eine mexikanische Nationalkirche zu gründen. An der Spitze sollte ein Priester von höchst zweifelhaftem Ruf stehen. Aber trotz enormer Mittel, die Calles in die „Nationalkirche“ pumpte, scheiterte sein Vorhaben.

In diese Situation kam P. Pro. Die Lage der Kirche war teilweise entmutigend, die religiöse Unwissenheit weiter Teile des katholischen Volkes katastrophal. Viele gingen zur hl. Kommunion, ohne jemals getauft worden zu sein. Marodierende Soldaten zogen mit Heiligenplaketten an den Hüten durchs Land. Man hatte ihnen gesagt, sie sollten für die Sache der Religion kämpfen.

Die mexikanische Ordensprovinz, die 1927 bei einer Bevölkerung von ca. 17 Millionen 621 Mitglieder zählte — während der Katalog von 1988 nur 510 Mitbrüder aufführt bei rund 80 000 000 Einwohnern — hatte einen neuen Provinzial bekommen. Dieser bestimmte P. Pro für die Arbeit in der Hauptstadt. In den knapp 17 Monaten seines priesterlichen Wirkens reifte er zu der Heiligkeit, die ihn am Ende seines Lebens auszeichnete, unermüdlich war er seelsorglich tätig und nahm sich daneben immer wieder Zeit, sich auf sein Abschlußexamen in Theologie vorzubereiten. Meist war er jedoch unterwegs, um sich den ihm Anvertrauten zu widmen:

„Mein Aussehen — ganz und gar nicht priesterlich (noch heute ist in Mexiko jedwede priesterliche Kleidung per Gesetz verboten) — öffnet mir viele Türen, wenn auch nicht alle ... Bei Tag und Nacht finde ich den Weg überallhin, zu den Reichen, deren Häuser in üppigem Teppichschmuck prangen, aber auch zu den Armen, die in den schmutzigen, letzten Gassen der Hauptstadt hinter schmierigen, ekelhaften Eingängen hausen.“

Sein Seeleneifer läßt ihn auch immer wieder seine heftigen Magenschmerzen vergessen, denen sich starke Zahnschmerzen hinzugesellten. Er schreibt seinem Provinzial:

„Krankheit? Beschwerden? Sorgen? Ich habe ja keinerlei Zeit, an derlei Kleinigkeiten zu denken. Ich fühle mich so stark und frisch, daß ich — von einigen leichten, wirklich ganz leichten Rückschlägen abgesehen — auf diese Weise fortarbeiten könnte bis zum jüngsten Gericht.“ Aber dann muß er doch gestehen: „Die Arbeit hier ist anhaltend und schwer. Ich muß mich wundern, wieviel doch mein Chef da oben durch mich vollbringt.“ Wie öfter in der Geschichte der Kirche fanden auch im damaligen Mexiko nicht wenige abgefallene Katholiken in der Verfolgungszeit wieder den Weg zur Kirche. Das Beispiel der Märtyrer hatte ihre Umkehr bewirkt. In P. Pro wuchs die Sehnsucht nach dem Martyrium. Es gibt einen merkwürdigen „Zufall“ in seinem Leben. Immer wieder sprach er davon, daß die Erwählung zum Martyrium einem Treffer in der Lotterie gleichkäme. Das Polizeipräsidium, in dessen Hof P. Pro erschossen wurde, wurde inzwischen an eine andere Stelle verlegt. Dort befindet sich jetzt die Straße Loteria Nacional, auf der Rückseite des gewaltigen Gebäudes der Nationallotterie. Am Haus Nr. 7 ist eine kleine Plakette mit der Inschrift angebracht: „Gegenüber von diesem Haus, wo sich jetzt die Treppe befindet, brach P. Miguel Augustin Pro SJ tot zusammen. Erschossen am 23. November 1927. RIP.“

Am 3. Juli 1926 hatte Calles ein neues Gesetz erlassen, dessen berüchtigte 33 Artikel die Verfassung von 1917 an Kirchenfeindlichkeit noch übertrafen. Nach dem Vorbild der Sowjetunion wurden sämtliche der Kirche noch verbliebenen Güter beschlagnahmt. Der Staat verfügte über die Gotteshäuser. Priester wurden Staatsbürger 2. Klasse. Es ging um die Vernichtung der Kirche. Das neue Gesetz war die Antwort auf das Apostolische

Schreiben Papst Pius XI. vom 2. Februar 1926, in dem er die ungerechten Verordnungen und Gesetze der kirchenfeindlichen Regierung anprangerte. — Übrigens gehören auch heute noch sämtliche Kirchen Mexikos dem Staat. Dafür gibt es eine einfache Rechnung: Die Kirchen sind für das Volk da. Das Volk ist der Staat. Also gehören die Kirchen dem Staat. Selbstverständlich „dürfen“ die Gemeinden für fällige Reparaturen an den Kirchengebäuden selber aufkommen. Zuvor ist die staatliche Genehmigung für Reparaturen usw. einzuholen. Die Gemeinden haben ferner das „Privileg“, dem Staat die Kirche zu „schenken“, der selbstverständlich keinen Pfennig bzw. Peso für die Errichtung beigesteuert hat. Natürlich muß auch eine Schenkung ihre Ordnung haben, d. h., es ist eine Schenkungsurkunde auszustellen. Deren Beglaubigung kostet im Durchschnitt 10 % der Gesamtkosten des Kirchbaus. So wurde beispielsweise die Kirche St. Thomas Morus der deutsch-mexikanischen Gemeinde in Mexico-City ausschließlich aus Geldern der Erzdiözese Köln errichtet. Natürlich „durfte“ auch diese Kirche dem Staat geschenkt und die übliche Gebühr für die notarielle Beglaubigung entrichtet werden. — Als Reaktion auf das Gesetz Calles verfügten die mexikanischen Bischöfe im Einvernehmen mit Rom in ihrem gemeinsamen Hirtenbrief vom 25.7.1926, „daß vom 31. Juli an bis zum Erlaß einer neuen Anordnung alle öffentlichen Gottesdienste, welche die Mitwirkung eines Priesters erfordern, in allen Kirchen eingestellt werden. . . . Die Kirchen bleiben geöffnet, damit die Gläubigen sie weiterhin zum Gebet benutzen können. . . .“

P. Pro verdoppelte seine seelsorgerlichen Bemühungen, um den Tausenden, die in die Kirche strömten, ein letztes Mal Gelegenheit zum Empfang der Sakramente zu geben: „Von 5.30 Uhr morgens bis 11 Uhr saß ich im Beichtstuhl und nachmittags von 3—8 Uhr. Ich war noch ein wenig schlapp. . . Ich wurde zweimal ohnmächtig und mußte hinausgetragen werden.“

Das Volk, vor allem die höheren Schichten, hielten tapfer und treu zur Kirche. Nach dem Bombenanschlag auf das Gnadenbild von Guadalupe machte sich eine gewaltige Empörung Luft. Die Kolumbusritter, der Katholische Bund der mexikanischen Jugend und die Liga zur Verteidigung der religiösen Freiheit riefen zum passiven Widerstand auf. Alle Katholiken sollten sich auf das Lebensnotwendige beschränken, die Bankguthaben auflösen und jeden unnötigen Luxus vermeiden. Keinerlei öffentliche Vorstellungen, keine Theateraufführungen und Stierkämpfe sollten mehr besucht und auch keine Lotterielose mehr gekauft werden. Es war der Boykott nahezu des gesamten Volkes gegen ein diktatorisches Regime.

Handel und Verkehr kamen weitgehend zum Erliegen. Aber Calles blieb hart. Er beschuldigte die Priester, sie hätten das Volk aufgehetzt. Die Gouverneure der Bundesstaaten wies er an, gegen sie mit äußerster Härte vorzugehen. Eine regelrechte Christenverfolgung setzte ein. Überall füllten sich die Gefängnisse. Zahlreiche Priester wurden erschossen oder zu Tode gefoltert. Über diese Zeit schrieb Graham Greene seinen berühmten Roman „Die Kraft und die Herrlichkeit“.

„Es herrscht hier entsetzlicher Priestermangel“, schrieb P. Pro. „Das Volk stirbt ohne Sakramente. Der kleine Rest von Priestern kann nicht zu ihm kommen. — Die Katholiken

wehren sich. Um so furchtbarer wird die Rache der Regierung sein, besonders in Mexiko-Stadt. Zuerst kommen jene dran, die mit den Fingern an die Dinge der Religion rühren. — Und ich habe nicht nur meine Finger, sondern die ganze Hand daran gelegt. Gebe Gott, daß ich unter den ersten bin — oder anders betrachtet, einer der letzten: aber dabei bin — nehmen Sie Gift darauf!“

Die Spitzel und Agenten der Regierung hatten bald Wind bekommen, daß P. Pro einer der eifrigsten Seelsorger der Hauptstadt war. Schon lange lag ein Haftbefehl der Regierung gegen ihn vor. Aber der Pater ließ sich nicht einschüchtern. Immer wieder besuchte er die Gläubigen im Gefängnis, brachte ihnen Lebensmittel, Decken, Geld und Zigaretten. Und natürlich hörte er dort immer wieder Beichte. Die Gefängniswärter hatten selbstverständlich keine Ahnung, wen sie da hereinließen.

Die Bischöfe ermunterten die Gläubigen durch Flugblätter zum treuen Ausharren im Glauben. Die Liga zur Verteidigung der religiösen Freiheit druckte Unmassen kleiner Zettel, in denen sie zum Boykott aufrief. P. Pro trug stets einen Packen bei sich. Da wurde er eines Tages verhaftet. Seine Lage war fatal. Oft genug war es schon geschehen, daß „Propagandisten“ kurzerhand erschossen wurden. Wenn man die Zettel in seiner Tasche fand, war er verloren. Aber er wußte sich zu helfen. Auf der Fahrt zur Polizeiwache unterhielt er den Fahrer mit seinen Späßen und warf gleichzeitig ein Päckchen nach dem andern unbemerkt auf die Straße. Die Passanten wunderten sich, daß ausgerechnet aus einem Polizeiauto zum Boykott der Regierung aufgerufen wurde. Einige mögen gehaut haben, was da vor sich ging. Als P. Pro auf der Polizeistation durchsucht wurde, fand man nichts Verdächtiges bei ihm und entließ ihn wieder.

Ein anderes Mal klebte sich P. Pro einige Zettel auf die Rückseite seines Rocks und ging so langsam durch die Straßenbahn, als hätte er keine Ahnung von der „Reklame“ auf seinem Rücken. Natürlich hefteten sich die Blicke der Fahrgäste auf die wandelnde „Litfaßsäule“ und schmunzelnd nahmen sie deren Aufrufe zur Kenntnis.

Am Christkönigsfest 1926 kam nahezu die ganze Stadt zur Glaubenskundgebung vor dem Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Guadalupe. Ununterbrochen bewegte sich der Strom der Gläubigen hunderttausendfach in mustergültiger Ordnung durch die Stadt, so daß die Stadtverwaltung hierzu den Erzbischof sogar beglückwünschte.

Der Polizeipräsident, General Cruz, war als Beobachter erschienen, konnte aber keine Handhabe zum Eingreifen finden. Die Polizisten schauten dem Treiben zu. Vermutlich hätten sich wenigstens einige von ihnen am liebsten unter das Volk gemischt und mitgebetet. *Mir selber passierte es während meines Aufenthaltes in Mexiko mehrmals, daß mich Polizisten freundlich grüßten, die in der Nähe des Pfarrhauses, in dem ich wohnte, ein öffentliches Gebäude bewachten. Wahrscheinlich hielten sie mich für einen Priester, da ich aus dem Pfarrhaus kam. Das Tragen geistlicher Kleidung ist nach wie vor in Mexiko verboten. Einmal sah ich einen Polizisten, der vor unserer Kirche die Mütze abnahm, sich bekreuzigte und dem Allerheiligsten ein Kußhändchen zuwarf.*

Um diese Zeit schrieb P. Pro einem Freund:

„Von allen Seiten hört man von neuer Verfolgung und Bedrückung. Zahlreich sind die Opfer. Die Märtyrerlisten wachsen von Tag zu Tag... O, wenn ich doch auch einmal das große Los ziehen könnte!“

Am 4. Dezember 1926 stiegen über Mexiko 600 Ballons auf. Als sie platzten, ergossen sich zahllose Flugblätter gegen Calles in die Straßen. Der Polizeipräsident schäumte vor Wut. Fieberhaft ließ er nach den Tätern fahnden. Man verdächtigte u. a. auch die Brüder Pro. Bei einer Haussuchung fand man aber nichts. Zwar wurde der Pater wieder einmal festgenommen, aber am nächsten Tag freigelassen. „Seine Stunde war noch nicht gekommen.“ Noch einige Monate sollten ihm bleiben. Ständig wechselte er die Unterkunft. Die Stadt wimmelte von Spitzeln, die sich einen Judaslohn verdienen wollten. An vier Anlaufstellen empfing P. Pro Briefe, Geld und Lebensmittel für die ihm Anvertrauten. Er taufte, hörte Beichte, teilte in Privathäusern, in denen sich die Gläubigen heimlich trafen, täglich 200 bis 300mal, an Sonn- und Feiertagen bis über 1200mal die hl. Kommunion aus. Als er wieder einmal die hl. Kommunion austeilte, stürzte einer der aufgestellten „Wachtposten“ atemlos herein: „Die Polizei!“ P. Pro blieb ganz ruhig, verbarg die Eucharistie unter seinem Rock und sagte den Anwesenden, sie sollten sich auf die einzelnen Zimmer verteilen. Dann zündete er sich eine Zigarette an und wartete auf die Polizisten. Einer stieß barsch die Tür auf: „Hier wird öffentlicher Gottesdienst gehalten.“ P. Pro konnte dies mit besten Gewissen verneinen. Aber die Polizisten bestanden auf einer Haussuchung, denn sie hätten einen Priester ins Haus gehen sehen. P. Pro erbot sich, sie zu führen. Natürlich fand man den gesuchten Priester nicht. Aber die Polizisten waren mißtrauisch geworden. Es waren so auffällig viele Leute hier, und so hofften sie, den Gesuchten doch noch zu finden. Schließlich winkte eine Belohnung, wenn sie einen der verhassten Pfaffen fingen, möglicherweise sogar eine Beförderung. P. Pro verabschiedete sich diskret. Er müsse noch zu einer Verabredung mit seiner Braut (gemeint war die Gemeinde), und die könne er nicht warten lassen. Als echte Mexikaner hatten die Polizisten hierfür volles Verständnis und ließen ihn gehen. Wieder einmal war ihnen der Padre durch die Lappen gegangen.

Neben den Besuchen im Gefängnis galt die besondere Sorge P. Pros den Kranken. Etwa ein halbes dutzendmal in der Woche segnete er Ehen ein. Am liebsten aber gab er Exerzitien, eine Seelsorgemethode, die dem hl. Ignatius besonders am Herzen lag. Zunächst war er allerdings noch unsicher, zumal er keine Zeit zur Vorbereitung hatte. So suchte er zunächst ein geduldiges Publikum, „siebeneinhalb Dutzend alte, gute Weiblein, um es erst einmal zu probieren“. Es ging sehr gut, und gleich traute er sich an die nächste Gruppe heran, einige Dutzend Taxi- und Lastwagenfahrer. Da er aus seiner Jugendzeit die Sprache der Kumpels kannte, traf er gleich den richtigen Ton. Auf Hinterhöfen verkündete er ihnen in ölverschmiertem Zeug die wichtigsten Glaubenswahrheiten.

Eines Tages wollten auch einige Lehrerinnen bei ihm Exerzitien machen. Dies war eigentlich erstaunlich, denn die Damen versicherten ihm gleich zu Beginn, sie wollten sich weder von ihm noch von der Lehre der Kirche unterkriegen lassen. Bei dieser Gruppe kam P.

Pro ganz schön ins Schwitzen. Aber am Ende der Exerzitien gingen alle zur Beichte und hl. Kommunion. Dann hört er wieder Beichte, trotz heftiger Zahn- und Magenschmerzen. Bisweilen war er in seiner Seelsorgearbeit geradezu unverfroren, wenngleich er für gewöhnlich sehr umsichtig vorging. Wie schon oft hatte er eine Gruppe von Gläubigen zu einer Messe in ein Privathaus bestellt. Zu seinem Schrecken sah er beim Näherkommen vor der Haustür zwei Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Hatte man ihn verpöffen? Es war wohl klüger, wieder umzukehren. Aber dann schien ihm, er dürfe seine Schäfchen nicht einfach im Stich lassen. Wie ihm bekannt war, trugen die Kriminalbeamten in Mexiko ihre Kennmarke am Hosenträger. Kurz entschlossen ging er auf das Haus zu, inspizierte es sorgfältig, machte sich einige Notizen und näherte sich den beiden Posten. Er lupfte ein wenig den Rock, ließ die Schnalle seiner Hosenträger aufblitzen und bemerkte zu den Polizisten: „Da sitzt eine Maus in der Falle.“ Die Wirkung war umwerfend. Die Polizisten salutierten stramm und ließen ihn passieren. Lässig legte er die Finger an die Hutkrempe. Die versammelten Katholiken gerieten angesichts des Paters völlig aus dem Häuschen. Zunächst wollten sie ihn in einem Kleiderschrank verstecken. Dann schien es doch besser, ihn zum Fenster herunterzulassen, damit er über die Dächer der umliegenden Häuser entfliehen könne. Doch P. Pro meinte, jetzt sei die günstigste Zeit für die hl. Messe, da die Posten unten für sie Wache hielten. Aber die guten Leutchen waren zu aufgeregt. Es war nichts zu machen. Schweren Herzens verließ Michael Pro wieder das Haus, aber nicht durchs Fenster, sondern durch die Haustür. Wieder grüßten die Posten militärisch. Lässig erwiderte er den Gruß. Wenn die gewußt hätten. . . .

Unverdrossen ging die Arbeit weiter. Doch mehr und mehr wurde P. Pro das Mißverhältnis zwischen der Arbeit, die auf ihn wartete, und seinen letztlich doch sehr beschränkten Kräften klar. Er brauchte Helfer. Zunächst bildete er Katecheten aus und schickte sie unter Volk. Die Gläubigen nahmen sie freudig an. Noch vor Weihnachten 1926 übernahm er die Ausbildung von Rednern aus der Katholischen Jugend Mexikos. Es waren begeisterte junge Burschen, die darauf brannten, sich für Christus und seine Kirche einzusetzen. Mehrere von ihnen endeten später vor den Läufen der Exekutionskommandos, so auch P. Pros jüngerer Bruder Humberto.

Unterdessen steigerte sich die Hetze gegen die Priester ins Maßlose. Daher zogen sich viele von ihnen zurück und wollten ruhigere Zeiten abwarten. Jedermann hatte hierfür volles Verständnis. Aber P. Pro hielt es für seine Pflicht, den Gläubigen gerade jetzt beizustehen. Rastlos besuchte er die ihm Anvertrauten. Bei seinen Hausbesuchen feierte er nicht nur die hl. Messe, sondern suchte auch einige der wichtigsten Glaubenswahrheiten zu vermitteln. Stets hatte er auch Lebensmittel, Kleidungsstücke und Geld bei sich. Viele Katholiken waren durch die Revolution völlig verarmt. Zu Beginn seiner Tätigkeit hatte P. Pro 18 Familien mit Kleidung und Lebensmitteln versorgt. Bei einigen kam er auch für die Miete auf. Bald stieg die Zahl „seiner“ Familien auf 26 und am Ende seines Lebens gar auf 98. Im Gegensatz zu unseren Kleinfamilien zählen die mexikanischen Familien auch heute noch oft 10–12 Köpfe.

Bei seinen Betteltouren konnte er auch manchmal „unverschämt“ sein. So besuchte er eine reiche Dame und schien sich so auffällig in die Wanduhr des Wohnzimmers zu verlieben, daß es unmöglich verborgen bleiben konnte. „Pater, gefällt Ihnen die Uhr?“ „O ja, es ist ein wahres Meisterstück.“ „Sie ist mir auch sehr teuer.“ „Senora, ich bin gewiß, Sie werden mir die Uhr für meine Armen überlassen, damit ich ihnen Lebensmittel kaufen kann.“ „Aber Pater, es ist ein Hochzeitsgeschenk. Außerdem ist sie nur 20 \$ wert. Ich möchte mich nicht gern von ihr trennen.“ „Nun, wollen wir einen Handel abschließen? Sie dürfen die Uhr behalten, wenn Sie mir 50 \$ geben.“ Natürlich bekam er die 50 \$ und war bereits am nächsten Tag wieder mit Kleidungsstücken und Lebensmitteln auf dem Weg zu seinen Schutzbefohlenen. Eines Tages wurden ihm einige Truthühner angeboten. Kurz entschlossen nahm er die noch lebenden und sich heftig wehrenden Tiere unter den Arm und zog mit ihnen durch die Stadt. Ein anderes Mal bestieg er mit 6 Hühnern und 1 Hahn im Sack einen Autobus. Die Fahrgäste warfen ihm erstaunte Blicke zu. Als die lieben Tierchen jedoch beim Anfahren aus Leibeskräften schrien, warf man ihm bitterböse Blicke zu. Eine Unverschämtheit, die Fahrgäste so zu belästigen! Aber mit einigen Späßen und Zauberkunststückchen hatte er die Gemüter bald wieder beruhigt, und als er ausstieg, waren alle wieder versöhnt.

Man könnte meinen, die Betteltouren hätten ihm bei seiner Veranlagung Spaß gemacht. In Wirklichkeit fielen sie ihm überaus schwer.

P. Pro schien alles zu gelingen, was er anpackte. Längst hatte er sich ein kleines Heer von Helfern herangezogen, die er in seinem Jargon „Bettelweiber vom Dienst“ oder „Notstandsarbeiter“ nannte. Dank ihrer Tüchtigkeit und ihres rastlosen Eifers brauchte keiner seiner Schützlinge zu hungern. Jedes Stadtviertel erhielt seinen eigenen Laienapostel, der seinen Bereich selbständig versorgte. Die Reichen gaben reichlich und gern. In der Verfolgungszeit wurde etwas vom Geist der Urkirche lebendig, von dem die Apostelgeschichte berichtet.

Schon bald, nachdem P. Pro seine Arbeit in der Hauptstadt aufgenommen hatte, hörte der Chef der Geheimpolizei, Mazcorro, von ihm. Seine Agenten waren schon lange hinter diesem Padre her, ohne ihn je fassen zu können. Dabei war er bereits mehrmals verhaftet worden. Merkwürdigerweise war den Polizisten nie seine wahre Identität bewußt geworden. Mazcorro war wütend. Vor kurzem erst hatte er 17 Priester auf einem Friedhof vor eine Grube stellen und erschießen lassen. Einige von ihnen lebten noch, als der Führer des Exekutionskommandos dem Totengräber befahl, die Ermordeten zu verscharren. Der Arme verlor hierüber den Verstand. Dies konnte jedoch Mazcorro nicht beeindrucken. Die Pfaffen sollten einen tüchtigen Schrecken bekommen. Da mehrten sich die Meldungen, diese hätte ihre Tätigkeit verstärkt, läsen in Privathäusern die Messe und predigten. Hatten die Pfaffen noch immer nicht genug? Allein unter Calles wurden die Namen von 160 Priestern und 180 Laien, darunter Männer, Frauen und selbst Kinder, bekannt, die — oft erst nach furchtbaren Folterungen — den Martertod starben. Einigen riß man vor der Ermordung die Zunge heraus, andern trieb man Nägel durch Finger und Hände. In Guadalajara, der zweitgrößten Stadt Mexikos, wurde ein zwölfjähriger Junge gefaßt, der Flug-

blätter der Liga verteilt hatte. Er sollte sagen, von wem er sie habe. Man holte die Mutter des Jungen hinzu. Sie jedoch bestärkte ihren Sohn, standhaft zu bleiben und nicht zum Verräter zu werden. Vor ihren Augen folterte man ihren Sohn zu Tode, indem man ihm langsam einen Knochen nach dem anderen brach. Wer denkt da nicht an die Mutter der Makkabäer?

Wenngleich die mexikanischen Machthaber und die Nazis in ihrem Haß gegen Kirche und Priester völlig übereinstimmten, so war die Art und Weise ihres Vorgehens sehr unterschiedlich. Calles erklärte öffentlich, er werde die „reaktionäre Kirche“ ausrotten. Hitler hingegen erregte mit seiner Reichstagsrede vom März 1933 weltweites Aufsehen, als er die beiden christlichen Kirchen als wichtige Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums bezeichnete, deren Rechte nicht angetastet werden sollten. Dies hinderte ihn freilich nicht, auf der Ordensburg Vogelsang zu erklären: „Ich werde das Christentum unter meinem Stiefel zertreten wie eine giftige Kröte.“

Während in Mexiko Priester auf offener Straße oder jedenfalls häufig in Gegenwart vieler Zeugen ermordet wurden, geschah dies in Deutschland für gewöhnlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit, in Konzentrationslagern oder Zuchthäusern. So kam, vor allem mit dem „Stellvertreter“ von Hochhuth, die Mär von der „Kirche der Anpassung oder des Versagens“ auf, die häufig genug wider besseres Wissen eilfertig nachgeplappert wurde.

Dank der Forschungstätigkeit der „Kommission für Zeitgeschichte“ wissen wir heute recht gut über die Zeit der Nazierrschaft Bescheid und kennen auch einigermaßen den Umfang der Verfolgung. Dabei wurden gar nicht einmal alle Einzelschicksale erfaßt. So steht nunmehr fest, daß in der Zeit des Nationalsozialismus 7155 Welterpriester und 866 Ordensleute den verschiedensten Maßregelungen der Nazis ausgesetzt waren, und zwar nicht wegen krimineller Delikte, sondern aus politischen Gründen. Es waren mehr als ein Drittel der aktiven Welterpriester und ein knappes Fünftel des Ordensklerus, 35,9 % aller damals in der Seelsorge tätigen Pfarrer und Kapläne. 418 deutsche katholische Priester waren in KZs, 110 von ihnen kamen dort um, 59 andere wurden hingerichtet, ermordet oder starben an den Folgen erlittener Mißhandlungen. Hierüber informiert das umfangreiche Werk „Priester unter Hitlers Terror“, das von Ulrich v. Hehl bearbeitet und 1984 veröffentlicht wurde.

Noch gewaltiger war die Zahl der gemordeten ausländischen katholischen Priester während der Zeit der braunen Schreckensherrschaft. Insgesamt wurden über 4000 Priester getötet. Eine genaue Zahl läßt sich wegen etlicher Dunkelfälle oder mangelnder Unterlagen gar nicht einmal ermitteln. Der Verfasser dieses Beitrags kennt persönlich 2 Priester, die im Gefängnis bzw. Konzentrationslager waren und im umfangreichen Werk Ulrich v. Hehls gar nicht erfaßt sind. Schon 1966 veröffentlichte Benedicta Maria Kempner das Buch „Priester vor Hitlers Tribunalen“. In ihm dokumentiert sie 131 dieser Schicksale, die einschlägige Kreise aber gern mit Stillschweigen übergehen.

Gegen P. Pro wurde wiederholt Haftbefehl erlassen, was ihn in seinem Eifer nicht erlahmen ließ. Um so mehr Sorgen machten sich seine Obern. So erhielt er die Weisung, sich

für eine Weile nicht in der Öffentlichkeit sehen zu lassen. Die Parallele zum seligen P. Rupert Mayer ist unverkennbar. Genau wie dieser litt er unter dem Befehl seines Provinzials. Aber als echter Jesuit gehorchte auch er. Freilich war es nicht gegen den Gehorsam, den Oberrn Gegengründe vorzutragen:

„Ich will nicht murren, gewiß nicht! Aber lassen Sie mich Ihnen eines sagen: Die armen Leute brauchen meine geistliche Hilfe so sehr! Alle Tage höre ich, daß dieser und jener ohne den Trost der heiligen Sakramente gestorben ist. Sie haben keine Priester mehr, die sich der Gefahr aussetzen. . .“ Er schlug vor, ein wenig vorsichtiger zu Werk zu gehen: „Sicher, ich will mein Leben nicht törichterweise aufs Spiel setzen, aber sagen Sie mir, wäre ich ein wahrer Sohn Loyolas, wollte ich mich beim ersten Schreckschuß davonmachen? Übrigens — es ist noch kein Ende der Verfolgung abzusehen, und wenige, sehr wenige Hirten sorgen sich um die Herde Christi. . .“

Die Oberrn ließen sich überzeugen. Sofort stürzte sich P. Pro wieder in die Arbeit. Einmal wußte er, daß er gebraucht wurde. Zum andern wollte er ersetzen, was durch jene, die sich nicht aus ihren Häusern wagten, versäumt wurde. Einmal gestand er, welch unsägliche Mühen ihm die Arbeit machte: „Ach, Pater! Fast möchte ich es vorziehen, im Gefängnis zu sitzen, denn dort könnte ich vielleicht ein wenig ausruhen. . . Ich bin erledigt, mehr und mehr erledigt unter dieser barbarischen Hetze. . . Wenn ich nur in der Gemeinschaft meiner Mitbrüder leben könnte, die Last wäre um 90 % leichter.“ Dabei schmerzte ihn die Gedankenlosigkeit so vieler Menschen, die mehr an irdische Vorteile als an das Heil ihrer Seele dachten.

Seit einiger Zeit wohnte er mit den noch verbliebenen Geschwistern beim Vater. Sie rechneten stets damit, daß der eine oder andere von ihnen in den unterirdischen Gefängnissen der Polizei landen würde. So war es bei Familie Pro Sitte geworden, beim Verlassen des Hauses einen Akt der Reue zu erwecken, statt auf Wiedersehen zu sagen. Inzwischen hatte sich die Familie vermehrt. Eines Tages brachte P. Pro einen Findling nach Hause, den seine Eltern ausgesetzt hatten. Er wurde bald der Sonnenschein des Hauses. Insgesamt 6 solcher Kleinen las Michael Pro auf. Für die anderen suchte und fand er Pflegeeltern.

Jetzt gab er wieder Exerzitien. In Toluca, in der Nähe der Hauptstadt, waren es einmal sogar regelrechte Volksexerzitien. Mit Kindern hatte er insgesamt 150 Personen in einem Haus versammelt. Zunächst hörte er Beichte, dann folgte die hl. Messe. Abends versammelte er die Männer um sich, aber ohne hl. Messe. Es kamen sogar über 200 Männer zusammen — trotz der zahlreichen Spitzel. Hauptthema seiner Exerzitien waren einige katholische Grundwahrheiten: Tod, Gericht, Sünde und gute Beichte.

Wenngleich sich viele seiner Zuhörer mit dem allernötigsten religiösen Wissen begnügten, wollte er doch wenigstens einige Jungen religiös so formen, daß sie vielleicht an den Priesterberuf denken würden. Bald hatte er zehn zusammen.

Und wieder wurde das Verlangen nach dem Martyrium in ihm übermächtig, um seinem Vaterland die Gnade eines Endes der Christenverfolgung zu erleben.

In einem seiner letzten Briefe schreibt er: „Meine Freunde, bittet Gott recht inständig, daß mein liebster Traum noch Wirklichkeit werde!“

Nach einem Exerzitienvortrag für Lehrerinnen trat er aus dem Haus und prüfte, wie stets, ob die Luft auch rein sei. An einer Straßenecke standen zwei, denen man ansah, daß sie von der Geheimpolizei waren. Unerschrocken ging er auf sie zu und bat um Feuer für seine Zigarette. „Da drüben ist ein Laden“, war die Antwort. Er ging. Die beiden folgten ihm. Er überquerte die Straße. Sie blieben ihm auf den Fersen. Er wiederholte das Manöver, aber die beiden ließen sich nicht abschütteln. Da winkte er ein Taxi heran. Glücklicherweise war der Chauffeur Katholik. P. Pro erklärte ihm kurz die Situation. Der Fahrer war froh, den Spitzeln ein Schnippchen schlagen zu können. An der nächsten Straßenecke bremste er scharf, der Pater sprang schnell ab. Im selben Moment bog das Auto mit den beiden Spitzeln um die Ecke. P. Pro hatte seinen Rock ausgezogen und lehnte gedankenverloren an einem Baum. Die Geheimpolizisten erkannten ihn nicht und rasten dem Taxi nach. Wieder einmal war er seinen Häschern entkommen.

Eines Abends gingen zwei Polizisten hinter ihm her. Sie hatten offenbar Verdacht geschöpft. Weit und breit zeigte sich kein Mensch. Es gab auch keinen Hausflur, in dem P. Pro schnell hätte verschwinden können. Die Lage wurde brenzlig. Da begegnete ihm eine bekannte junge Dame. Er nickte ihr zu. . . flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Sie hatte augenblicklich verstanden. Arm in Arm schlenderten sie dahin wie ein verliebtes Pärchen. Die Polizisten mußten sich offenbar getäuscht haben. . . Sie drehten ab. Noch einmal war es gut gegangen. Aber sollte er immer so vom Glück begünstigt sein? Dabei schwankte in ihm, gleich dem hl. Paulus, das Verlangen, „aufgelöst und bei Christus zu sein“, mit der Einsicht, daß er den Gläubigen eine nahezu unersetzliche Stütze sei. Nüchtern beurteilt er die Lage in einem Brief kurz vor seinem Tod:

„Wir wissen, daß jeder, der um 11 Uhr nachts nicht heimgekehrt ist, sicherlich den Verräterkugeln als Zielscheibe gedient hat. Wir haben daher ein Abschiedstreffen aller Familienmitglieder veranstaltet und voneinander Abschied genommen bis zum Wiedersehen im Tal Josaphat. Tränen sind bei dem großen Familientreffen nicht geflossen — im Gegenteil! Wir haben gelacht, so recht von Herzen gelacht! — Wahrhaftig, es ist ja kein Verlust, sondern reiner Gewinn, um einer so großen Sache willen durch des Himmels Tore ins ewige Vaterland einmarschieren zu dürfen. . .“

Die Brüder Pro standen als bekannte Mitglieder der Katholischen Jugend Mexikos schon lange auf der schwarzen Liste der Polizei. Daher wurde bei ihnen oft Haussuchung gehalten, wobei die sauberen Herren zwar niemals etwas Belastendes fanden, aber mitgehen ließen, was ihnen gerade gefiel. Auf die damalige mexikanische Regierung trifft zu, was der Berliner Bischof Graf Preysing über die Nazis sagte: „Wir sind Verbrechern in die Hände gefallen.“

Seit Anfang Oktober 1927 wußte Mazcorro um den Aufenthaltsort P. Pros. Jetzt ließ er ihn ständig überwachen. Aber seine Agenten sollten ihn nicht sofort verhaften, sondern gewissermaßen „auf frischer Tat ertappen“. Wenn in Mexiko die Regenzeit zu Ende geht,

beginnt die Zeit der Stierkämpfe. Am 13. November 1927, einem Sonntag, fuhr General Obregón in Begleitung einiger Offiziere zur Arena. P. Pro war, wie gewöhnlich, zu seinen eucharistischen Treffpunkten unterwegs. Einige junge Katholiken hatten beschlossen, Obregón, die treibende Kraft der Revolution, durch einen Bombenanschlag aus dem Weg zu räumen. Das Attentat mißlang jedoch. Eine Frau wurde verhaftet, in deren Haus die Bombe gebastelt worden war. P. Pro hatte einst auch einmal bei ihr gewohnt, als er ständig die Unterkunft wechselte, um den Häschern der Polizei zu entgehen. Diese Tatsache genügte Mazcorro, um ihn mit dem Anschlag in Verbindung zu bringen. Das Auto, in dem die Attentäter saßen, hatte einst Humberto gehört. Die Brüder hatten es oft für ihre apostolischen Fahrten benutzt. Aber Humberto hatte den Wagen vor kurzem verkauft. Mazcorro ließ die Brüder Pro verhaften. Morgens um 3 Uhr dringen Polizisten in das Haus ein und schlagen die Tür ein: „Nicht rühren!“ Michael sagt zu seinen Brüdern: „Be-reut eure Sünden; ich gebe euch die Absolution.“ Ganz laut spricht er die Worte der Los-sprechung und fügt dann noch hinzu: „Opfern wir unser Leben für die religiöse Freiheit Mexikos auf. Bringen wir gemeinsam unser Opfer. Möge Gott so gütig sein, es anzuneh-men.“

Luis Segura, der wirkliche Urheber des Attentats, befand sich in der Stierkampfarena und unterhielt sich angelegentlich mit dem Polizeipräsidenten, General Cruz, als Obregón ein-traf. Dennoch wurde er mehr zufällig etwas später festgenommen, jedoch bald wieder frei-gelassen. Da erfuhr er, daß die Brüder Pro verhaftet worden waren. Er ging zu General Cruz und versicherte ihm, sie hätten mit dem Attentat absolut nichts zu tun. „Woher wol-len Sie das wissen?“, fragte ihn Cruz. „Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, die Brüder Pro freizulassen, werde ich Ihnen den Attentäter nennen.“ Cruz willigte ein und gab sein Eh-renwort. „Der Urheber des Attentats steht vor Ihnen.“ Cruz ließ natürlich Segura sofort verhaften, dachte aber nicht im mindesten daran, sein Ehrenwort einzulösen.

Inzwischen hatte man die Brüder Pro ins Polizeipräsidium gebracht. Basail, ein abgefallener Katholik, der sie verhaftet hatte, führte sie vor das demolierte Auto General Obre-góns: „Da seht ihr, was ihr angestellt habt!“ Das also war der Grund der Verhaftung. Die Brüder Pro waren beruhigt. Es würde ein leichtes sein, ihre Unschuld zu beweisen.

Nach einigen Stunden erschien General Cruz. Er bestätigte ihnen, daß sie als „Mitwisser und Anstifter des Attentats“ verhaftet worden waren. Das Verhör verlief ergebnislos. Ge-neral Cruz war wütend. Er ließ die Gefangenen abführen. Jedermann in Mexiko wußte damals von den sótanos, dem gefürchteten unterirdischen Gefängnis im Polizeipräsidium. Dort fanden viele Hinrichtungen statt. Für viele bedeuteten diese Zellen die letzte Station vor dem Jenseits. Der Aufenthalt dort war entsetzlich, wie wir von Augenzeugen wissen. Die Verliese waren feucht und stanken fürchterlich. Der Inhalt der Kloakenkübel ergoß sich auf den Boden. Dennoch verlor P. Pro nicht seinen Humor. Mit seinen Späßen suchte er die Gefangenen, meist verurteilte Katholiken, aufzuheitern und sie vor dumpfer Resi-gnation zu bewahren. Er stärkte sie im Glauben und ermunterte sie, Vertrauen auf Gott zu haben. Von der ersten Stunde an war er der erklärte Liebling aller. Der mürrische Gef-ängniswärter, ein abgefallener Katholik, der auf den Bolschewismus schwor, unterhielt

sich gern mit ihm und kehrte nach P. Pros Tod zur Kirche zurück. Noch heute lebt in der Hauptstadt ein Mann, der seinerzeit mit P. Pro im Gefängnis war. Leider glückte es nicht, mit ihm in Kontakt zu kommen. Aber mein Mitbruder, der mit mir die Stätte der Hinrichtung P. Pros aufsuchte, hatte mit ihm Verbindung.

Am Sonntag hielt P. Pro eine Rosenkranzandacht. Er betete laut vor, und die anderen Gefangenen stimmten mit ein. Dann sang er mit ihnen religiöse Lieder und spürte, wie die anderen wieder Mut faßten. Auch in den letzten Stunden seines Lebens wirkte er priestertlich, wie er es sich vor der Priesterweihe vorgenommen hatte.

Drei Tage waren schon verstrichen, ohne daß irgend etwas erfolgte. Nach der mexikanischen Verfassung mußte nach drei Tagen entweder ein Verfahren eingeleitet oder der Verhaftete entlassen werden. Cruz rührte sich nicht. Er hatte von Calles den Befehl erhalten, so zu handeln. Der Pfaffe sollte sterben.

Ruiz, einen der Attentäter, der durch Obregóns Leibwächter schwer verwundet worden war, hatte man ins Krankenhaus geschafft. Nach seinem Tod berichteten alle Zeitungen übereinstimmend, daß er nicht mehr das Bewußtsein erlangt habe. Dies hinderte Cruz nicht, in denselben Zeitungen zu erklären, Ruiz habe noch vor seinem Tod die Namen der Attentäter genannt. Am folgenden Tag brachten die Zeitungen die Nachricht, P. Pro sei Urheber des Attentats und sein Bruder Humberto Haupttäter.

Die Öffentlichkeit spürte gleichwohl, daß es Calles und seiner Verbrecherclique lediglich darauf ankam, den verhaßten Priester aus dem Weg zu räumen.

Am 22. November, einen Tag vor der Erschießung der Brüder Pro, wurden einige Journalisten zum Pater gelassen. Er bekannte sich als Priester und Jesuit, bestritt jedoch kategorisch, irgend etwas mit dem Bombenanschlag zu tun zu haben: „Ich bin ein Freund der Ordnung. Ich bin vollkommen ruhig und hoffe, daß die Gerechtigkeit siegen wird. Ich bestreite eindeutig, daß ich irgend etwas mit dieser Verschwörung zu tun habe.“ Der „Universal“ brachte am folgenden Tag die Worte „Ich bestreite“ in Fettdruck. Auch die anderen Gefangenen wurden befragt. Sie drückten ihre Hoffnung auf Freilassung aus, Segura, der Urheber des Anschlags, erklärte: „Ich habe nichts zu sagen.“

Es kam der 23. November. Der Gefängniswärter brachte das Frühstück. Michael aß das miserable Brot, dann sagte er zu seinem Bruder Roberto, der mit ihm die Zelle teilte: „Mir scheint — heute ist unser letzter Tag.“ Einen Moment überfiel ihn Bangigkeit. Aber schnell hatte er sich wieder gefaßt: „Uns ist ja das Sterben Gewinn! Roberto, wir wollen mit heiterem Auge vor unseren Heiland treten!“ Draußen auf dem Hof zog das Exekutionskommando auf. Noch wußten die Brüder nicht, was geschehen würde. Die eisernen Tore des Hofes hinter dem Polizeipräsidium standen weit offen. Ihnen gegenüber hatte man eine Holzwand errichtet. Hier wurden die Verurteilten erschossen. Der Volksmund nannte den Hof Patio de la Muerte — Hof des Todes. Berittene Polizei sperrte das Gebäude ab. Auf dem Dach des Polizeipräsidiiums waren Maschinengewehre postiert. Sie sollten das Volk, unter dem es bedenklich rumorte, in Schach halten. Es raunte immer bedrohli-

cher in der Menge, Rufe der Empörung wurden laut. Erregt flüsterten die Passanten: „Die Brüder Pro werden hingerichtet.“

Calles hatte in völliger Verkenntnis der Situation zur Hinrichtung — die ohne Gerichtsurteil erfolgte — das Diplomatische Korps, Vertreter der internationalen Presse, verschiedener Ministerien und zahlreiche hohe Offiziere eingeladen. Damit wollte er offenbar demonstrieren, daß er absolut Herr der Lage sei. Freilich war die Wirkung dieses Schauspiels völlig anders als erwartet. Ein Schrei der Empörung ging durch die zivilisierte Welt. Allen unvoreingenommenen Beobachtern war klar, daß es sich bei der Erschießung der Brüder Pro um einen offenkundigen Justizmord handelte. Aufgrund dieses für ihn negativen Echos wollte Calles die Fotos einziehen lassen. Aber dafür war es zu spät. Kurz nach 10 Uhr erschien der Polizeipräsident, General Cruz. Er gab dem Chef der Geheimpolizei Mazcorro den Befehl, P. Pro zu holen. An der Längsseite des Hofes hatten sich die Offiziere und eingeladenen Gäste postiert. Sie wollten das Schauspiel genießen und starrten den lange gesuchten Priester wie ein exotisches Tier an. Das also war der „Pfaffe“, der die Polizei so lange an der Nase herumgeführt hatte. Lässig zündete sich Cruz eine Zigarre an. Als Michael Pro den Hof betrat, näherte sich ihm sein Verräter und bat ihn um Verzeihung. Doch dieser umarmte ihn und sagte: „Ich habe nichts zu verzeihen. Ich danke, ich danke Ihnen!“ Dann fügte er hinzu: „Ich werde für euch beten.“

Ein Offizier trat mit gezogenem Degen an P. Pro heran und wies ihm einen Platz an der Holzwand an. Auf die Frage nach dem letzten Wunsch, sagte er: „Ich möchte beten.“ Er kniete nieder und verharrte zwei Minuten in stillem Gebet. In diesem letzten Augenblick brachte er Gott sein Lebensopfer dar. Immer wieder hatte er gesagt: „Es muß Priesterblut fließen, wenn das Vaterland befreit werden soll.“ Ein letztes Mal küßte er sein Kreuz, erhob sich und breitete die Arme in Kreuzesform aus: „Gott erbarme sich euer! Gott segne euch!“ Dann sagte er ein wenig lauter, so daß ihn die Umstehenden verstehen konnten: „Herr, du weißt, daß ich unschuldig bin. Aus ganzem Herzen verzeihe ich meinen Feinden!“ Die Augenbinde wies er zurück. Der Offizier senkte den Degen: „Achtung!“ Fünf Gewehrläufe senkten sich. „Es lebe Christus, der König!“ Mit diesen Worten brach der Gottesstreiter Michael Pro, tödlich getroffen, zusammen. Ein Soldat trat hinzu und gab ihm den Gnadenschuß.

Nach P. Pro wurde der Ingenieur Segura erschossen, der gehofft hatte, durch die Beseitigung Obregóns dem Land zur Freiheit zu verhelfen. Es folgten Humberto, der jüngere Bruder Michaels und zuletzt der Arbeiter Tirado. In diesem Augenblick traf eine Depesche ein. Der argentinische Botschafter, der die Brüder Pro gut kannte, hatte interveniert. Er verlangte einen Aufschub der Hinrichtung. Aber für die vier Erschossenen kam der Befehl zum Aufschub der Exekution zu spät. Lediglich Roberto, der jüngste der Brüder Pro, verdankte ihm seine Begnadigung. Er wurde ins Exil geschickt.

Ein Sanitätsauto fuhr in den „Hof des Todes“. Die Leichen der Erschossenen sollten in die Anatomie gebracht werden. Als der Wagen das Präsidium verließ, erschollen Rufe aus der Menge: „Hoch die Märtyrer! Es lebe Christus, der König! Es lebe der Papst! Es lebe die

Kirche!“ Die Menge sank in die Knie wie bei einer Fronleichnamsprozession. Viele hatten den Pater gekannt und geliebt. Er würde in ihren Herzen weiterleben.

Kaum waren die Leichen freigegeben, strömte das Volk zu Tausenden herbei, betete an den Särgen, rührte Bilder, Rosenkränze und Medaillen an den Särgen an. Da erscholl eine Stimme: „Wo sind meine Söhne? Ich will meine Söhne sehen!“

Don Miguel trat an den Sarg seines Ältesten, hob das Tuch vom Antlitz und küßte ehrfürchtig die Stirn seines Priestersohnes. Mit einem Taschentuch tupfte er die Blutstropfen ab, die aus der Schläfenwunde drangen. Die Schwester der beiden Erschossenen warf sich weinend dem Vater in die Arme. Doch der entgegnete würdevoll: „Kind, sei ruhig! Hier ist nichts zu weinen. Die zwei haben jetzt ihren ewigen Lohn. Es waren Apostel und Männer ohne Makel...“

Am Nachmittag bringt man die Särge in die Wohnung des Vaters. Abertausende von Gläubigen brachten Blumensträuße und Kränze. Mitglieder des Diplomatischen Korps erscheinen, um den Toten die letzte Ehre zu erweisen. Es kommen sogar einige Polizisten in Uniform und bitten um Einlaß. Sie knien an den Särgen nieder und beten.

Eine vornehme Dame trat mit ihrem zehnjährigen Sohn an die Särge: „Da, sieh, mein Junge! Ich habe dich hierhergebracht, damit du von den zweien lernst, wie man für Christus und seine Kirche sterben muß.“

Am Abend kommen Mitbrüder P. Pros. Einer hat heimlich ein Ziborium mitgebracht und stellt es auf den Sarg Michael Pros. Dann halten die Anwesenden eine heilige Stunde. Bis 4 Uhr morgens beten die Anwesenden ununterbrochen. P. Soto liest die hl. Messe, in der alle kommunizieren. Am Nachmittag soll die Beisetzung sein, eine dichte Menschenmenge macht es unmöglich, das Haus zu verlassen. Niemand zeigte Anzeichen von Angst. Die Anwesenden bekannten sich zum Glauben, für den die beiden gestorben waren.

Schließlich gab die Menge den Weg für die Särge frei. Von Balkons warfen die Leute Blumen auf die Särge, die Straßen waren festlich geschmückt. Auf dem langen Weg zum Friedhof, der über eine Stunde dauerte, wurde gesungen und gebetet. Die Menge ließ die beiden Märtyrer, Papst und Kirche hochleben. Es war ein Triumphzug ohnegleichen, wie ihn die Hauptstadt noch nicht gesehen hatte. Am Friedhofstor baten Priester, den Sarg zum Grab tragen zu dürfen. Die Beisetzung selbst wurde zur letzten Predigt P. Pros. Viele, die lau oder abtrünnig geworden waren, kehrten zur Kirche zurück. Irgend jemand stimmte das Lied an „Du wirst siegen, Christus“. Begeistert wurde es von der vieltausendköpfigen Menge aufgenommen. Nun näherte sich der Vater mit der jüngsten Tochter. Noch einmal kniete er an den Überresten seines Sohnes nieder. Dann wandte er sich leuchtenden Auges an die Volksmenge: „Lasset uns den Vater preisen, denn er ist gut!“ Und er stimmte das Tedeum an: „Großer Gott, wir loben dich! ...“ Weit schallte der Lobgesang über den Friedhof und die umliegenden Straßen.

Bald kamen Schreiben aus dem ganzen Land an die Mitbrüder P. Pros und berichteten von wunderbaren Gebetserhörungen. Immer mehr verbreitet sich der Ruf vom heldenhaften

Leben und Sterben des mexikanischen Jesuiten. So wurde er auch in Deutschland bekannt und bestärkte während des Kirchenkampfes im Dritten Reich Ungezählte in der Treue zu Christus und seiner Kirche.

Wir hoffen, daß in einer Zeit, in der das Interesse für die Dritte Welt im Wachsen begriffen ist, das Beispiel des heroischen Blutzegen Michael Pro die heutige Generation in seiner mexikanischen Heimat wie auch bei uns ähnlich zu begeistern vermag wie seinerzeit die katholische deutsche Jugend. Michael Pro wollte seinem Volk nicht mit Gewalt die Freiheit bringen. Er wußte, daß sie nicht aus den Gewehrläufen kommt, sondern durch Christus und seine unverfälschte Botschaft. Die Kirche Mexikos erfreut sich noch lange nicht der Freiheit, die uns ganz selbstverständlich ist. Sie wird auch heute noch grundlegender Menschenrechte beraubt. Möge ihr die Seligsprechung P. Pros volle Entfaltungsmöglichkeit und den Gläubigen die Treue zu Christus und seiner Kirche erleben, für die P. Pro sein Leben gab.

Dreißig Jahre Internationale Soldatenwallfahrt

„Einmal Lourdes und zurück, bitteschön!“

Holger Eberhardt*

Ja, so hätten sich die Pilger der diesjährigen Soldatenwallfahrt, die sich im Marianischen Jahr 1988 zum 30. Male wiederholte, am Fahrkartenschalter bemerkbar machen können, doch dank der perfekten Organisation der Militärseelsorge, namentlich sei hier der großartige Pfarrer Vater, Bw-Universität Hamburg, genannt, und der vielen anderen ehrenamtlichen Mitarbeiter war dies nicht notwendig.

Pünktlich um 10.17 Uhr setzte sich der Sonder-Liegewagen-Zug, der von der DB erstklassig ausgestattet wurde, von Hamburg-Altona aus in Richtung Mönchengladbach in Bewegung.

Gefühle der Spannung und Gelassenheit zugleich, der inneren Freude und einer Art Melancholie — alles stellte sich irgendwie auf dieser Fahrt ein. Erste Kontakte wurden in den Abteilen geknüpft. Unterwegs stiegen immer wieder neue Kameraden ein — der Zug füllte sich.

Vorbei am Bremer Roland, dem schönen Münsterland, Vater Rhein überquerend und entlang der Industrieanlagen Essens und Duisburgs, erreichten wir Mönchengladbach. Im historischen Münster wurde die Eröffnungsfeier für den Sonderzug I abgehalten. Nach kurzem Aufenthalt verließen wir in Aachen die Bundesrepublik und erreichten am nächsten Morgen Lourdes.

Lourdes — diese Stadt in den frz. Pyrenäen, unweit der spanischen Grenze; diese Stadt, die Treffpunkt zahlreicher Nationen ist und immer sein wird; diese heilige Stadt! Was war geschehen?

Eine Gegend, in der die Landwirtschaft vorherrscht, sich die Menschen natürlich geben, wo die Natur noch im reinen zu sein scheint; ein solcher Landstrich wird zum größten Wallfahrtsort der kath. Kirche — ist es denn Zufall, wenn sich gerade in Lourdes jedes Jahr — und dies seit 30 Jahren — Soldaten zahlreicher Nationen aller Teilstreitkräfte versammeln, um gemeinsam für den Frieden in der Welt und für sich selbst zu bitten und zu beten? Wohl kaum.

Man könnte jetzt sicher die einzelnen Programmpunkte dieser Wallfahrt näher erläutern, doch das stellt nicht den Sinn meines Berichtes dar. Wer mit einer religiösen Vorstellung nach Lourdes gekommen ist, wird Erfahrungen bei deutscher und internationaler Eröffnungs- und Abschiedsfeier, beim Gang des Kreuzweges, bei einem evtl. Beichtgespräch, bei Nachtgebeten und bei Gottesdiensten gefunden haben. Bei all diesen organisierten Punkten darf aber eines nicht übersehen werden: das stille Gebet, der Rosenkranz an der Grotte, dem Erscheinungsort Mariens, das individuelle Meditieren in einer Gruppe sind die Punkte, die Lourdes erst zu Lourdes machen.

* Holger Eberhardt ist Gefreiter und z.Z. im Marinefernmeldestab 70, Flensburg

Den Höhepunkt der Wallfahrt bildet wohl die internationale Lichterprozession. Ein Meer von Kerzen strahlt in der Nacht im „Heiligen Bezirk“ das Licht von etwa 30000 Pilgern gen Himmel — und wer bis dahin mit Glaube noch nicht sehr viel anfangen konnte, der mußte spätestens hier sich eingestehen: ja, es gibt einen Gott, und wer bin ich, daß ich ihn loben und preisen darf?

Natürlich gehört zu Lourdes nicht nur Gebet und Kirche — das Beisammensein verschiedenster Nationen, wenn auch nicht immer verschiedenster Dienstgrade (schade eigentlich), bei einem Cafe führt das Ganze erst zum Internationalen.

Die Erfahrung als Soldat zu machen, in dieser besonderen Rolle gleichgesinnte, gläubige Christen nämlich, im selben Beruf bzw. Dienst hier in Lourdes anzutreffen, mit ihnen zu sprechen, zu trinken, zu feiern und — mit ihnen zu beten, wirkt überwältigend! Und dies, und gerade dies verleiht jedem individuell ein bißchen inneren Frieden.

So wird Lourdes weiter bestehen und den Menschen zeigen, daß nicht Krieg, Gewalt und Macht die Mittel zum ganz primitiven, einfachen Neben- bzw. Miteinander sind, sondern daß es Werte und Gefühle wie Liebe, Treue und Freundschaft sind, die die Menschen zueinander führen.

Nachdem das Programm beendet war, verabschiedete man sich von seinen gewonnenen Freunden und stieg bestärkt im Glauben und im Herzen in den Zug. Auf der Rückfahrt wurden nochmals im gemütlichen Beisammensein mit einer Flasche Wein und frz. Gebäck Gedanken ausgetauscht. Vor Hamburg wurde noch in der Kathedrale zu Orléans, der Stadt Jeanne d'Arcs, Abschlussgottesdienst gehalten.

Dieser kurze Bericht konnte lange nicht alles ansprechen, was zu Lourdes dazugehört, z.B. die Kranken und das hl. Wasser von Lourdes, doch wollte ich nur eine subjektive Meinung niederschreiben und jedem Soldaten, der eine Glaubenserfahrung sucht oder seinen Glauben stärken möchte, empfehlen, sich anzumelden — wozu?

Zu der 31. Internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes 1989!

30. Internationale Soldatenwallfahrt Lourdes

*Eindrücke und Erfahrungen eines wehrpflichtigen Teilnehmers
Ein Versuch einer Stellungnahme*

Frank Heidenescher*

Es ist sicherlich schwierig, die Eindrücke einer internationalen Soldatenwallfahrt zum französischen Marienwallfahrtsort Lourdes zu schildern und in Worte zu fassen. Zu reichhaltig sind die Begegnungen mit Menschen der verschiedenen Nationen und Rassen; zu tiefgreifend ist für manchen die Begegnung mit Gott und die Erfahrung seiner Nähe. Man möge mir verzeihen, wenn manches stümperhaft und bruchstückhaft bleiben wird.

* Frank Heidenescher ist Obergefreiter in Fürstenau

Für die Vertreter der Bundesrepublik Deutschland begann die Wallfahrt bereits am Mittwoch, dem 25. Mai — für manche, wie z. B. die Helgoländer Soldaten, sogar schon am 24. Mai um 16.00 Uhr. (Es ist sicherlich erwähnenswert, daß in unserem Sonderzug auch Vertreter aus Norwegen, Schweden und Dänemark anwesend waren, darunter auch evangelische Mitchristen — sicherlich ein schönes Zeichen der ökumenischen Verbundenheit.) Die Soldaten des Lingener Seelsorgebezirkes mit Soldaten aus den Standorten Lingen, Fürstenau, Quakenbrück sowie Werlte bestiegen um 12.35 Uhr in Lingen den Zug Richtung Münster, wo dann der Umstieg in den Sonderzug I Hamburg — Lourdes — Hamburg erfolgte. Erste Begegnungen und Kontakte wurde geknüpft. Es wurde deutlich, mit welchen verschiedenen Vorstellungen und Wünschen der eine oder andere nach Lourdes zu fahren beabsichtigte. Sehr schön kam das in der Predigt des Itzehoer Militärdekans Sunderdiek im Mönchengladbacher Münster während unseres dortigen etwa dreistündigen Aufenthaltes zum Ausdruck. Lourdes könne man sich in kritischer Distanz nähern, aber auch in schlichtem gläubigem Vertrauen. Die Krankenheilungen zum Beispiel böten Anlaß zu manchem kritischen Vorbehalt. Und doch seien sie nicht das Ausschlaggebende dieses internationalen Wallfahrtsortes. Überraschender und tiefgreifender sei häufiger die Erkenntnis, wie glücklich mancher Kranker sei, wenn er Stärkung in seinem Leid erfahre und gelassener in den Alltag zurückkehren könne. Lourdes könne man sich nur in Glauben und Vertrauen nähern. Maria sei uns dabei ein Vorbild: „Selig, die geglaubt hat!“

Die Fahrt wurde sicher für manchen zu einer Strapaze. Doch nach einem einstündigen Halt in Aachen und der Ankoppelung von sechs weiteren Wagen mit niederländischen Teilnehmern in Lüttich erreichten wir am Donnerstag gegen Mittag unser Ziel. Hier trennten sich vorerst die Wege der Hotelgäste und der Zeltlagerteilnehmer.

Nach etwa anderthalb Stunden erfolgte eine erste Führung durch den Heiligen Bezirk. Um 17.15 Uhr folgte dann die deutsche Einführungsfeier in der neuen Basilika St. Bernadette. Zentraler Punkt war ein Pantomimenspiel, das manche Schwierigkeiten mit Glaube und Gott aufzeigte, die in Kritik, Distanz, Vorurteilen, aber auch in mangelndem Mut zum ersten vertrauenden Schritt auf Gott hin ihre Wurzeln fänden. — Die folgenden Stunden waren ein Erlebnis des ersten Kennenlernens. Die Teilnahme an der täglichen Lichterprozession um 21.00 Uhr war freigestellt. Um 22.30 Uhr traf sich die deutsche Gruppe nochmals zum gemeinsamen Nachtgebet in der neuen Basilika, das geprägt war von Stille und Sammlung auf die folgenden Tage. — Es ist interessant, wie viele Soldaten und andere Pilger nach dem Nachtgebet noch die Grotte der Marienerscheinung zum stillen Gebet aufsuchten: Ein prägender Anblick für die kommenden Tage in Lourdes. — Ein ebenso prägender Anblick für Lourdes sind die Souvenirläden. Auch wenn sie oftmals provozierend wirken: Man kann sie sich einfach nicht wegdenken. Der Freitag begann um 9.00 Uhr für die Pilger aus der Stadt mit einem Gottesdienst in der neuen Basilika. Weil ich selber mich bereiterklärte, bei dem Kreuzweg der Zeltlagerteilnehmer mitzuhelfen, einen Kranken zu tragen, nahm ich am Gottesdienst im Zeltlager teil. — Der anschließende Kreuzweg und das Tragen der Kranken wurde sicher für manchen zu einer prägenden Erfahrung und zu einem je persönlichen Mitvollzug des Leidens Christi.

Der Nachmittag bot ein vielfältiges Programm: Neben einer Fußwallfahrt zum Schafstall in Bartrès, wo Bernadette einige Zeit wohnte und arbeitete, und einiger Wanderungen in die nähere Umgebung stand auch ein Begegnungsprogramm im Geistlichen Zentrum des Zeltlagers.

Im Laufe des Tages waren ebenfalls die Soldaten der anderen vertretenen Nationen (insgesamt ca. 20, darunter auch afrikanische, indische und koreanische Vertreter) eingetroffen. Somit wurde Höhepunkt des Tages die internationale Eröffnungsfeier in der unterirdischen Basilika Pius X. Dicht an dicht standen die Teilnehmer in der Basilika, die 25000 Menschen fassen kann (darunter 4600 deutsche Pilger). Die Feier stand ganz unter dem Thema: „30 Jahre Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes“. Durch das gemeinsame Beten und Singen gestaltete sich die Feier zu einer sichtbaren Manifestation der gegenseitigen Bereitschaft zu Versöhnung und Frieden. Der Eindruck der Gemeinschaft wirkte auf mich grandios und läßt sich kaum in Worte fassen.

Der Samstag begann mit einem Gottesdienst der deutschen und österreichischen Teilnehmer an der Erscheinungsgrotte. Hauptzelebrant war der deutsche Militärbischof Dr. Elmar-Maria Kredel. Dem Gottesdienst schloß sich ein Erinnerungsphoto der deutschen Gruppe vor der Rosenkranzbasilika an.

Tagsüber bot der „Treffpunkt“ in der Festhalle von Lourdes Möglichkeit zum internationalen Gespräch. Mittelpunkt der Gespräche war die Erfahrung von Freundschaft und Solidarität durch den Glauben und in der Kirche. — Nachmittags besuchte der Militärbischof das Zeltlager. — Um 16.15 Uhr schloß sich dann ein Internationales Gebet mit den Kranken auf der Esplanade vor der Rosenkranzbasilika an. Die Sakramentsprozession mit der Segnung der Kranken wurde zu einem sichtbaren Zeichen der Verbundenheit der gesunden Teilnehmer mit ihren kranken Schwestern und Brüdern. — Im Zeichen der Internationalität standen auch die Begegnungen „Berufe der Kirche“ und der Militärgestlichen. — Um 18.15 Uhr schloß sich dann unter Freistellung der Teilnahme die Totenehrung am Ehrenmal an. — Krönender Abschluß des Samstags war die Internationale Lichtfeier um 21.00 Uhr, die für Belgier, Niederländer, Österreicher, Schweizer und Deutsche in der Basilika Pius X. begann. Die ganze Esplanade war ein einziges Lichtermeer!

Der Abend mündete wieder in internationale Begegnungen und die damit fast obligatorischen Tauschaktionen. Kennzeichnend für diese Wallfahrt war jedoch auch, daß viele das eucharistische Gebet in der Basilika Pius X., die dortige Möglichkeit zum Beichtgespräch und die Andacht vor der Grotte suchten.

Der Sonntagvormittag begann mit einer internationalen Meßfeier. Für Deutsche und Österreicher begann sie in der neuen Basilika St. Bernadette und wurde in der Basilika Pius X. mit der Feier der Eucharistie fortgesetzt. Hier waren bereits die anderen Nationen versammelt.

Am Nachmittag mußte man schon von vielen Teilnehmern wieder Abschied nehmen. Die internationale Abschiedsfeier auf der Esplanade wurde von verschiedenen nationalen

Gruppen folkloristisch untermalt. Die Bundesrepublik wurde dabei durch eine bayrische Gruppe vertreten. Die Feier mündete in das beeindruckende Lied „Nehmt Abschied, Brüder!“.

Für 21.00 Uhr war ein Konzert des Heeresmusikkorps 5 (Gießen) und der belgischen Gruppe „Sign“ angesetzt. Durch etliche Zugaben, die mit dem Lied „Lobet den Herren!“ endeten, dauerte das Konzert knapp zwei Stunden.

Für mich war es beeindruckend, wie viele Pilgerinnen und Pilger nachher sich noch auf den Weg zur Grotte machten, um sich von der Gottesmutter von Lourdes zu verabschieden.

Der Montagmorgen war von hektischer Aufbruchstimmung gekennzeichnet, da der Sonderzug I Lourdes — Hamburg bereits um 9.28 Uhr abfahren sollte. — Am späten Nachmittag beschloß ein gemeinsamer Gottesdienst in der Kathedrale von Orleans den offiziellen Teil dieser Wallfahrt. In ihm wurde nochmals in drängender Form deutlich: Die Erfahrungen von Lourdes müssen Frucht tragen im je persönlichen Alltag — auch im Dienst des einzelnen Soldaten. In den Fürbitten wurde darum gebetet, daß auch Soldaten des Warschauer Paktes eines Tages an dieser Internationalen Soldatenwallfahrt teilnehmen mögen. — Die Teilnehmer des Lingener Seelsorgebezirkes verließen am Dienstagmorgen um 6.06 Uhr in Münster den Sonderzug, um weiter nach Lingen zu fahren. Von dort erfolgte dann die Weiterfahrt in die einzelnen Standorte.

Man kann keinen zusammenfassenden Schlußstrich unter diese Wallfahrt setzen. Und das soll man auch nicht. Die Erfahrungen der internationalen Begegnungen, aber auch die Erfahrungen im Glauben müssen wachsen und reifen und bekommen nur dann einen Sinn, wenn sie in den Alltag miteingebracht werden. Ist nicht ein sichtbares Zeichen gesetzt, wenn man den Mut aufbringt, als Soldat im Speisesaal vor dem Essen das Kreuzzeichen zu machen? — Ein besonderer Eindruck für mich ist sicherlich im nachhinein, wie offen und herzlich das Verhältnis der Soldaten unterschiedlicher Dienstgrade miteinander war. So ergaben sich oftmals — in allem Respekt voreinander — fruchtbare Dialoge. Für Soldaten des Zeltlagers mag diese Erfahrung sicher noch intensiver gewesen sein.

Man kann sich Lourdes nicht aus purer Reiselust nähern. Es ist unvermeidlich, daß man vom gemeinsamen Gebet gefangen und mitgerissen wird. Lourdes ist auch eine zweite Reise wert.

Wallfahrten!

Im Zusammenhang mit den beiden vorstehenden Artikeln wird auf zwei Bücher aufmerksam gemacht:

Wallfahrt

In Bewegung auf Gott

13 aktuelle Beiträge, Hg. Karsten Walter, Verlag Thomas Plöger, Annweiler, ISBN 3-924574-04-9

Dieses Buch ist von einer Autorin und 12 Autoren verfaßt. Und diese Autoren haben Namen von Rang. Die Autorin ist Karmelitin. Die Liste der Autoren führt Kardinal Ratzinger an und enthält u. a. Namen wie Erzbischof Dr. E. M. Kredel, Bamberg, Bischof Dr. P. J. Cordes, Rom, Bischof Dr. J. Homeyer, Hildesheim, Weihbischof Dr. J. G. Plöger, Köln, Prälat Dr. R. Mathes und eine Reihe bekannter Professoren sowie Geistlicher, die in der Wallfahrtsseelsorge Erfahrung haben.

Das Thema Wallfahrt ist heute gefragt. Aber die wenigsten wissen, aus welchen Wurzeln die christliche Wallfahrt entstanden ist. Hier werden neue Einblicke in die Entwicklung und die Motivation getan.

Das Hauptanliegen aber ist, daß sich Menschen gemeinsam auf den Weg machen, um ihre Hoffnungen, ihre Sorgen und Nöte vor Gott darzulegen. Auf diesem Weg machen sie in Gemeinschaft Erfahrungen für ihr Leben und für ihren Glauben. Diese Erfahrungen können entscheidend sein.

Aus der Fülle ihrer Erfahrungen berichten nun diese Persönlichkeiten des kirchlichen Lebens.

Ein gutes und hilfreiches Buch.

Bildband zur Internationalen Wallfahrt nach Lourdes erschienen

Anläßlich der 30. Internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes veröffentlichte der Direktor der Pèlerinage Militaire International, der französische Militärgeneralvikar Jacques Alazard einen Bildband unter dem Titel „Lourdes: Internationale Soldatenwallfahrt“ zu diesem alljährlichen religiösen Großereignis für katholische Soldaten aus Europa und Übersee. Eindrucksvolle Fotos vom Geschehen in Lourdes sind durch kurze dreisprachige Texte aus dem Werk Antoine de Saint-Exupérys kommentiert. Alazard erinnert in seinem Vorwort daran, daß in Lourdes unter dem Schutz der Gottesmutter ehemalige Feinde oder deren Söhne fähig geworden seien, den Kreislauf der Gewalt und des Hasses zu durchbrechen und zusammen in Frieden und Freuden zu leben. Seit 1958 nahmen über 90000 zumeist junge Soldaten an der Wallfahrt nach Lourdes teil.

Das „Fotobuch Lourdes“ kann über das KMBA, Adenauerallee 115, 5300 Bonn 1, bei gleichzeitiger Überweisung des Kostenanteils auf das Konto 175-33639 des Generalvikariates des katholischen Militärbischofs, BLZ 38050000, Sparkasse Bonn, bezogen werden.

Das Buch ist informativ und ansprechend.

Militärseelsorge im Wandel der Zeit

Günter Thye

Der folgende Vortrag wurde im Rahmen eines Weiterbildungslehrganges für Stabs- und Oberstabsbootsmänner an der Marineunteroffizierschule (MUS) in Plön gehalten. Die sich anschließende lebhaft Diskus-sion, die leider aus rein zeitlichen Gründen abgebrochen werden mußte, zeigte unter anderem folgende be-denklliche Punkte auf:

- Auch dort, wo Militärpfarrer vertreten sind, wird deren Gegenwart bei Unteroffizieren M.P. und O.P. und bei den Mannschaften häufig kaum spürbar.
- Das Wissen über Laienorganisationen innerhalb der evangelischen und katholischen Militärseelsorge, bei letzterer insbesondere der „Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS)“, ist kaum vorhanden, ge-schweige denn deren Aktivitäten.
- Daß Militärseelsorge ein Bestandteil der Bundeswehr ist, ist hinlänglich bekannt. Damit ist aber viel-fach das Wissen um diese Institution bereits erschöpft.

Bei der Marineunteroffizierschule (MUS) in Plön, der geplanten Luftwaffen-Unteroffizierschule in Ütersen und bei den Heeresunteroffizierschulen bietet es sich doch förmlich an, den angehenden Unteroffizieren O.P. und den zukünftigen Feldwebel-Dienstgraden Informationen über die Militärseelsorge zu vermitteln. Leider ist dieses noch nicht Inhalt des Stundenplanes, zumindest nicht an der Marineunteroffizierschule in Plön.

„Militärseelsorge und Bundeswehr sind Partner in der gemeinsamen Verantwortung für den Menschen, der als Christ Soldat ist und als Soldat Christ bleibt“ (Dr. Manfred Wörner anlässlich des 30. Jahrestages der Unterzeichnung des Militärseelsorgevertrages mit der ev. Kirche in Deutschland, am 24. Februar 1987 in der Stadthalle in Bonn-Bad Godesberg).

Bevor wir uns mit der Militärseelsorge in der Bundeswehr befassen, möchte ich noch ein wenig in der Vergangenheit blättern. In der Geschichte stoßen wir immer wieder — weit vor Beginn unserer Zeitrechnung — auf Vertreter religiöser Gruppierungen und Verbindungen, die in Zusammenhang gebracht werden mit Kriegsscharen, nennen wir sie nun Seher, Druiden oder Propheten. Selbst die Geistlichen, die die Kreuzzüge in das Heilige Land, oder Eroberer wie Fernando Cortez (1485—1547) oder Entdecker wie Jacques Car-tier (1535) begleiteten, haben sicher ihren Beitrag geleistet zur Betreuung — nennen wir es ruhig Motivierung — der Soldaten; allerdings sind sie kaum zu vergleichen mit den heuti-gen Militärgeistlichen.

In der Geschichte der deutschen Marine ist zum ersten Male von einer Seelsorge zur Zeit Wilhelms von Hohenzollern (der große Kurfürst von Brandenburg) die Rede. Zum ersten Marinepfarrer in der Kurbrandenburgischen Marine wurde 1681 Abraham Rats berufen.

Friedrich II. (1740—1786), genannt Friedrich der Große, erließ für die königlich preußi-sche Armee ein Reglement über die Gestaltung des Gottesdienstes in der Armee. Er schärfte seinen Soldaten ein, „sich eines christlichen und ehrbaren Wandels zu befleißi-gen“.

Durch ihn bekannt wurde der Choral „Nun danket alle Gott,“ auch der Choral von Leu-then genannt, den Friedrich der Große nach dem Sieg am 5. Dezember 1757 über die weit überlegenen Österreicher bei Leuthen/Niederschlesien anstimmen ließ.

Hier eine kleine Episode: Ein Pfarrer in Pommern hatte Zweifel an der leiblichen Auferstehung geäußert. Die Gemeinde bat Friedrich den Großen deshalb, einen anderen Pfarrer zu bestellen. Friedrich antwortete: „Der Pfarrer bleibt. Wenn er am Jüngsten Tag nicht mit aufstehen will, kann er ruhig liegen bleiben.“

Im Jahre 1832 legte die „königlich preußische Militärkirchenordnung“ die Voraussetzungen fest, unter denen die „Auswahl der als Militärgeistliche anzustellenden Individuen“ zu treffen ist:

— Die Gabe des freien Vortrages sowie die körperliche Konstitution, um den Strapazen des Feldlebens gewachsen zu sein.

Übertragen auf unsere Zeit, in der wir doch auch von Seelsorge reden, lassen uns die damaligen Voraussetzungen vielleicht ein wenig schmunzeln.

Die Notwendigkeit der Aufstellung einer deutschen Marine 1848 ergab sich aus dem Streit um die dänischen Ansprüche auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein. (s. Theodor Fontane „Der schleswig-holsteinische Krieg“).

Bereits einen Tag nach der Kriegserklärung an Dänemark am 13. April 1848 wurde vom Bundestag in Frankfurt am Main die Bildung einer Marine beschlossen. Diese erste Reichsmarine hatte mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen, angefangen bei der Beschaffung von Schiffen bis hin zum Mangel an geeigneten Seeoffizieren. Somit ist es nicht verwunderlich, wenn auch eine organisierte Seelsorge fehlte. Der Organisationsplan dieser in Brake stationierten Flotte wies auch tatsächlich keine Marinepfarrerstellen auf. Bereits 1852 — also 4 Jahre nach Gründung — wurden sämtliche Seeoffiziere einschließlich ihres ersten Admirals dieser Flotte, „Admiral Brommy“, entlassen und die Versteigerung der Ersten deutschen Reichsmarine durchgeführt.

Seelsorge in der preußischen und norddeutschen Marine von 1848 bis 1871

Mit dem Auf- und Ausbau der preußischen Marine gab es erneut wieder Marinepfarrer. Mit Ausnahme des Seekadetten-Instituts in Berlin hatten alle Marinepfarrer ein Bordkommando.

Ab 1853 waren evangelische Marinepfarrer ohne Unterbrechung in der königlich preußischen Marine zu finden. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen Staat und Kirche wurde im Mai 1868 die katholische Militärseelsorge in Preußen geregelt. Damit war auch katholischen Geistlichen der Zugang zur Marine ermöglicht worden.

Zu „Kaisers Zeiten“, bis 1918 also, war wiederum Seelsorge eine Selbstverständlichkeit. In dieser „Thron-und-Altarzeit“ gab es ausgezeichnete Soldatenpfarrer. Für die im Ausbau befindliche Marine und Marineseelsorge gilt gleiches.

Es gab aber auch Pfarrer, die durch ihr Verhalten der Soldatenseelsorge nicht zur Ehre gereichten. (Wo Licht ist, da ist auch Schatten.) Ein Manko war es, daß in Norddeutschland die Mehrzahl der Soldatenpfarrer nie in einem Zivilpfarramt tätig waren, somit die Nöte, Mühen aber auch Freuden dieses Amtes nicht kannten. Das verleitete zur Einseitigkeit und Bequemlichkeit.

Theologisch sah es zuweilen nicht gut aus. In religiösen Ansprachen und Predigten dominierte oft recht deutlich:

- „an deutschen Wesen soll die Welt genesen,“
- „Gott für König und Vaterland.“

Theologische Lücken ersetzte man bisweilen durch äußere soldatische Pose und Forschheit in Sprache und Ton. Predigten waren noch im ersten Weltkrieg mehr auf „Thron“ als auf „Altar“ abgestimmt. Dieses sei an dem Beispiel einer Osterpredigt gezeigt mit folgender Einteilung:

1. Es lebe der Frühling
2. Es lebe Deutschland
3. Es lebe das Leben.

Ein kommandierender General schlug daraufhin dem Geistlichen eine Arbeitsteilung vor: „Herr Pfarrer, für den Patriotismus lassen Sie mich sorgen. Sie sorgen dafür, daß Evangelium gepredigt wird.“

Aus dieser Zeit des Ersten Weltkrieges gibt es aber ebenso positive Berichte wie z.B. die uneingeschränkt lobenswerte Zusammenarbeit der Geistlichen verschiedener Konfessionen, des jüdischen Feldrabbiner, des katholischen und protestantischen Feldgeistlichen.

Mit Beendigung des Ersten Weltkrieges und der durch den Vertrag von Versailles stark reduzierten Personalstärke der Armee wurde auch der Anteil der Feldgeistlichen/Marinepfarrer erheblich verkleinert.

Gottesdienste und kirchliche Handlungen und Aktivitäten der Soldaten wurden ungern im Freien gesehen, wenn nicht sogar verboten. Dafür standen nur die kirchlichen Gebäude oder entsprechende Räume auf den Kriegsschiffen zur Verfügung. Diese Haltung findet im Eid des Soldaten der Reichswehr seinen Widerhall, hier wird „Gott“ tunlichst ausgeklammert.

Eid der Reichswehr

„Ich schwöre, daß ich als tapferer Soldat das Deutsche Reich und seine gesetzmäßigen Einrichtungen jederzeit schützen, dem Reichspräsidenten und meinen Vorgesetzten Gehorsam leisten will.“

Der Eid der Wehrmacht erwähnt zwar „Gott“, ist aber auf den Führer Adolf Hitler ausgerichtet.

Eid der Wehrmacht

„Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, daß ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.“

In den „Richtlinien für die Durchführung der Feldseelsorge“ von 1942 sind die Aufgaben der Feldseelsorge u. a. wie folgt definiert:

- als dienstliche Einrichtung der Wehrmacht
- ihren Dienst ausübend an den Soldaten „christlichen“ Bekenntnisses
- dem Bedürfnis der Soldaten auf religiösem Gebiet soll entsprochen werden.

Die Militärseelsorge war also ein Bestandteil der Wehrmacht — soweit es sich um den christlichen Glauben handelte —, und jeder Soldat hatte ein Anrecht auf diese Seelsorge. Ausgenommen von diesem Recht waren die Kriegsgefangenen. Hier lag die Zuständigkeit ausschließlich bei kriegsgefangenen Geistlichen.

Die Organisation der Militärseelsorge der ehemaligen Wehrmacht beendete zwar offiziell am 8. Mai 1945 ihre Tätigkeit, doch wurde ihr Wirken fortgesetzt von den ehemaligen Kriegspfarrern und auch Priestersoldaten.

Nach Auflösung der Wehrmacht wurde insbesondere von der ehemaligen Kriegsmarine eine Minenräumabteilung beibehalten, die die Aufgabe hatte, Minen im Nord- und Ostseebereich zu räumen. Diese Abteilung stand unter britischem Befehl und wurde bis Dezember 1947 aufgelöst. Im Anschluß daran wurde durch die amerikanische Besatzungsmacht ein weiterer Minenräumverband ins Leben gerufen. Beide Formationen wurden von Marinepfarrern betreut. Dieser letzte Minenräumverband löste sich mit Aufstellung der Bundesmarine 1955/56 auf.

Die Militärseelsorge in der Bundesrepublik Deutschland

Die Initiative für die Einrichtung der Militärseelsorge ging vom Staat aus. Ausgangspunkt war das Grundrecht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie auf ungestörte Religionsausübung (Artikel 4 Grundgesetz und Paragr. 36 Soldatengesetz).

Mitte 1951 wandte sich deshalb die „Dienststelle Blank“ an die beiden großen Kirchen und im Herbst 1951 begannen die ersten inoffiziellen Besprechungen. Am 30. Juli 1957 wurde dann das „Gesetz über die Militärseelsorge“, und hier ist die evangelische Militärseelsorge gemeint, in Kraft gesetzt. Mit den „Statuten für die Seelsorge in der deutschen Bundeswehr“ fanden die Verhandlungen zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Heiligen Stuhl ihren Abschluß.

Aufbau der Militärseelsorge

Die zentralen Dienststellen der Militärseelsorge sind das „Evangelische Kirchenamt für die Bundeswehr“ und das „Katholische Militärbischofsamt“. Sie sind dem Bundesminister der Verteidigung unmittelbar nachgeordnete Bundesoberbehörden.

Die Leiter dieser zentralen Dienststellen sind der Evangelische Militärgeneraldekan und der Katholische Militärgeneralvikar. Sie unterstehen in der Wahrnehmung kirchlicher Aufgaben ihrem Militärbischof; soweit sie mit der Militärseelsorge zusammenhängende staatliche Verwaltungsaufgaben wahrnehmen, unterstehen sie dem Bundesminister der Verteidigung.

Die *Militärbischöfe* sind verantwortlich für die kirchliche Leitung der Militärseelsorge. Sie stehen in keinem Dienstverhältnis zum Staat.

Das Amt des Militärbischofs wird nebenamtlich wahrgenommen, d. h. der Militärbischof bleibt weiterhin Bischof seiner Landeskirche bzw. seiner Diözese. Vor der Ernennung durch die Kirchen treten die zuständigen kirchlichen Stellen mit der Bundesregierung in Verbindung, um sich zu vergewissern, daß vom staatlichen Standpunkt aus gegen die Ernennung zum Militärbischof keine Einwendungen erhoben werden. Dieses Verfahren resultiert aus dem bereits erwähnten „Gesetz über die Militärseelsorge“ und den „Statuten für die Seelsorge in der deutschen Bundeswehr“.

In die Zuständigkeit der Militärbischöfe gehört u. a.

- die kirchliche Dienstaufsicht,
- Amtseinführung und Ausbildung der Militärgeistlichen sowie
- das kirchliche Visitations- und Ordnungsrecht.

Dem *Militärgeneraldekan* und *Militärgeneralvikar* sind die *Wehrbereichsdekane* bzw. *Dekane* beim Flottenkommando nachgeordnet.

Sie sind für die Einhaltung der Verwaltungsrichtlinien verantwortlich und haben außerdem Koordinierungsaufgaben.

Die *Militärgeistlichen* werden auf Vorschlag des Militärbischofs zunächst als Angestellte in den Militärseelsorgedienst eingestellt. Nach einer Probezeit werden sie für sechs bis acht Jahre in das Beamtenverhältnis auf Zeit berufen. Die Militärgeistlichen haben also zivilen Status. Sie stehen in keinem militärischen Vorgesetzten- oder Untergebenenverhältnis und haben keinen militärischen Rang.

Dieser Status wurde gewählt, um den Militärpfarrern einen freien Zugang zu den Soldaten zu sichern, um ihnen zu ermöglichen „vor Ort dabeizusein“. Hier sei kritisch angemerkt, daß leider zu wenige Militärpfarrer davon Gebrauch machen. Selten genug „verläuft“ ein Militärpfarrer sich in die Mannschaftskantine oder in das Unteroffizierheim oder nimmt gar an den Mahlzeiten der „unteren zehntausend“ im Speisesaal teil. Sicher gibt es hier Ausnahmen, im Gelände bei Manövern oder an Bord unserer Schiffe.

Die Amtszeit der Militärgeistlichen kann höchstens um vier Jahre verlängert werden. Danach kehren sie in den Dienst ihrer Landeskirche oder Diözese bzw. ihres Ordens zurück. Damit wird sichergestellt, daß die Militärseelsorge in ständiger Verbindung mit dem Leben der Gesamtkirche bleibt und sich keine „Militärkirche“ bildet. Nur die Militärgeistlichen, die dauernd für leitende Aufgaben in der Militärseelsorge verwendet werden sollen (z. B. Wehrbereichsdekane), werden in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit berufen.

Die *Pfarrhelfer* werden den hauptamtlichen Militärgeistlichen zur Hilfeleistung bei Gottesdiensten und kirchlichen Amtshandlungen und natürlich zur Entlastung und Bearbeitung von Verwaltungsaufgaben zugeteilt. Diese Pfarrhelfer werden über die jeweiligen Standortverwaltungen eingestellt und stehen im Angestelltenverhältnis.

Aufgaben der Militärpfarrer

Gottesdienste zu halten für die Angehörigen ihres Bekenntnisses ist sicher als erste Aufgabe der Militärgeistlichen zu nennen: Nicht nur an Sonn- und Feiertagen, ebenso auf Truppenübungsplätzen und an Bord, bei besonderen Anlässen wie Eid und feierlichem Gelöbnis und Standortgottesdienste im Kasernenbereich während der Dienstzeit.

Die Teilnahme am Gottesdienst ist freiwillig, und für die Teilnahme kann Dienstbefreiung erteilt werden. Dieser kurze Satz gibt das wieder, was die ZDV 10/1 „Hilfen für die innere Führung“ im Kapitel 3 u. a. ausdrückt. Die Freiheit und die Freiwilligkeit der religiösen Betätigung sind sicherzustellen. Hier wird vor allem der Vorgesetzte in die Pflicht genommen, der die religiöse und politische Einstellung seiner Soldaten zu achten hat.

Zur Pflege und Vertiefung des religiösen Lebens werden von den evangelischen Militärgeistlichen Rüstzeiten, von den katholischen Militärgeistlichen Exerzitien und Werkwochen veranstaltet. Soldaten, aber auch deren Familienangehörige können an diesen Veranstaltungen teilnehmen.

Internationale Veranstaltungen der Militärseelsorge

Auch auf der internationalen Ebene ist die Militärseelsorge aktiv: Das jährliche internationale Treffen evangelischer Soldaten in Musée du Désert (Frankreich) oder in Mas Cabanes (Südfrankreich) und die jährlich stattfindende internationale Wallfahrt katholischer Soldaten nach Lourdes (Südfrankreich) fördern die Versöhnung, den Frieden und die Freundschaft unter den Völkern.

Nicht zu vergessen die vielen Veranstaltungen in den verschiedenen Wehrbereichen mit ausländischen Soldaten, die in der Bundesrepublik Deutschland stationiert sind, seien es nun Kontakte zu Amerikanern in Flensburg, also im Wehrbereich I sowie im Wehrbereich IV, V und VI, zu Franzosen besonders im Wehrbereich V, zu Österreichern im Wehrbereich VI oder die deutsch-niederländischen Offiziers- und Unteroffiziersrüstzeiten beispielsweise im Wehrbereich III.

Militärseelsorge präsentiert sich ebenso durch Mitgestaltung und Teilname von einzelnen oder Gruppen am Deutschen Evangelischen Kirchentag und am Deutschen Katholikentag.

Seelsorge für den einzelnen

Gleichermaßen wichtig, wenn nicht sogar noch wichtiger ist neben der Gruppenseelsorge, die vor allem in den bereits erwähnten Rüstzeiten, Exerzitien, Werkwochen, Soldatentreffen und Wallfahrten, aber auch im Gottesdienst ihren Ausdruck findet, die seelsorgerische Betreuung für den einzelnen.

Neben religiösen Fragen ist der Militärpfarrer ebenso Ansprechpartner für persönliche Probleme z.B. familiärer und sozialer Art. Es sollte zur Selbstverständlichkeit gehören, daß der Militärgeistliche sofort benachrichtigt wird bei

- Unfällen von Soldaten
- lebensgefährlichen Erkrankungen
- Suizidgefahr
- Selbstverstümmelungen oder
- Verbrechen, die von Soldaten verübt worden sind, aber auch, wenn offensichtlich wird, daß ein Soldat Sorgen hat, die er für unüberwindbar hält.

Allerdings sind wir hier alle aufgerufen und stehen in der Verantwortung, uns für diese Kameraden zu engagieren und ihnen Hilfestellung zu leisten. Die Aufgaben der Militärpfarrer sind sicher noch weitaus vielfältiger, doch als Hinweis dafür, daß derjenige, der das Bedürfnis hat, sich seinem Militärpfarrer als Vertrauensperson zuzuwenden, auch jederzeit die Möglichkeit hat, soll es genügen.

Mitarbeit der Laien in der Militärseelsorge

Nachdem bis jetzt nur von den „hauptamtlichen“ Akteuren in der Militärseelsorge die Rede war, nun noch zu den „ehrenamtlichen“ Mitarbeitern, den Laien in der Militärseelsorge.

Mit dem Aufbau der Militärseelsorge in der Bundeswehr schälte sich mehr und mehr auch eine Gruppe von Soldaten heraus, die interessiert an der Mitarbeit in der Militärseelsorge und bereit waren, sich für ihren Glauben zu engagieren und Aufgaben zu übernehmen. In vielen Standorten der Bundeswehr gibt es heute bei den Standortpfarren einen Soldatenbeirat oder einen Pfarrgemeinderat. Wie sie auch bezeichnet werden, sie haben eines gemeinsam: In Verbindung mit dem Militärpfarrer das religiöse Leben im Standort aufzubauen, zu intensivieren und ihrem Militärpfarrer beratend zur Seite zu stehen.

Die Arbeit dieser dem Standortpfarrer zugeordneten Gremien ist nicht darauf ausgerichtet, die Kirche in eine moderne „Bedürfnisanstalt“ unzufunktionieren oder zu einem „Selbstbedienungsladen“ auszubauen. Aufgabe ist es vielmehr, die Arbeit des Militärpfarrers zu unterstützen, eigene Aktivitäten zu entwickeln und durchzuführen und beizutragen, daß christliches Gemeindeleben sich entfalten kann wie z. B.: Mithilfe bei der Vorbereitung der Gottesdienste, bei Wallfahrten der Standortgemeinde, Bibelkursen, Kirchentagen, Gemeindefesten, Ausflügen, Darstellungen der Militärseelsorge an Tagen der offenen Tür, Kontaktaufnahme zu ausländischen Soldaten und deren Familien, Aktionen für die Dritte Welt und natürlich neu zuversetzte Soldaten und deren Familienangehörige anzusprechen und ihnen bei der Eingewöhnung am neuen Standort Hilfestellung zu leisten.

Ehrenamtliche Mitarbeit in kirchlichen Gremien bedeutet — wie in anderen Gremien sicherlich auch — Arbeit, Zurückstellung anderer eigener Interessen und Opferung von viel Freizeit. Mitarbeit in der Militärseelsorge bedeutet aber auch Freude und Bekennen zu seinem Glauben.

Laienorganisationen innerhalb der Militärseelsorge

In der evangelischen wie in der katholischen Militärseelsorge gibt es neben den Mitgliedern in den Räten bei den Standortpfarrern eine Laienorganisation.

Die Cornelius-Vereinigung (COV) ist ein Zusammenschluß von evangelischen Soldaten aller Dienstgrade. Sie will durch ihre Aktivitäten und ihr Beispiel zur Verwirklichung von Kirche unter Soldaten — im Dienst wie auch außer Dienst — beitragen. Die COV ist Mitglied der weltweiten Bruderschaft Association for Christian Conferences, Teaching and Service (ACCTS), einer Bewegung, die versucht, Christen in den Armeen auch solcher Länder zu erreichen, in denen organisierte christliche Soldatenvereinigungen nicht möglich oder verboten sind. In der Association of Military Christian Fellowships (AMCF), einem internationalen Zusammenschluß evangelischer Soldatenvereinigungen, ist die Cornelius-Vereinigung ebenfalls Mitglied.

Die Laienorganisation in der katholischen Militärseelsorge, die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS), hat sich als freier Zusammenschluß katholischer Soldaten und ihrer Familien die Aufgabe gestellt, für die Belange der Militärseelsorge einzutreten und den Sinn des soldatischen Dienstes gegenüber der katholischen Kirche und in der Öffentlichkeit zu verdeutlichen.

Diese Gemeinschaft (GKS) gliedert sich in sogenannte „Kreise“ auf Standortebeine, „Wehrbereichskonferenzen“ und die „Bundeskonferenz“. Zu allen Gremien der Mitverantwortung von Soldaten gehören auch Mitglieder dieser Gemeinschaft. Die jährliche Bundesversammlung der Laienarbeit in der Katholischen Militärseelsorge findet während der „Woche der Begegnung“ statt, die vom katholischen Militärbischof veranstaltet wird. Der Bundesvorstand der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) hat eigene Sachausschüsse gebildet, so z.B. „Sicherheit und Frieden“ und einen „internationalen Sachausschuß“.

Die internationale katholische Organisation „Apostolat Militaire International (AMI)“ umfaßt Gemeinschaften und Organisationen von Soldaten, die im Geiste der Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils arbeiten, unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse jeden Landes. Sie tritt jährlich einmal zu einer Tagung zusammen, jeweils in einem anderen Land.

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) gehört dem AMI an. Über diese internationalen Konferenzen hinaus war das Apostolat Militaire International (AMI) Initiator und Ausrichter von internationalen Wallfahrten nach Rom und Santiago de Compostella sowie der ersten internationalen Familienfreizeit 1987 in St. Meinolf am Möneseesee und 1988 in Österreich im Salzkammergut. Österreich als Mitglied des AMI wird 1988 die internationale Familienfreizeit vorbereiten.

Das breite Spektrum der Seelsorge an und für Soldaten darzustellen ist mit dem bereits Genannten noch nicht erschöpft. Gliedgemeinschaften des „Bundes der Deutschen Katholischen Jugend“ (BDKJ) sind Träger der Arbeitsgemeinschaft „Aktion Kaserne“. Sie bejahen die Wehrpflicht als einen Beitrag zur Friedenssicherung und sind bemüht, junge Katholiken auf ihren Wehrdienst vorzubereiten und sie während des Wehrdienstes zu betreuen.

Die durch die katholische und evangelische „Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung e. V.“ (KAS) (EAS) betriebenen Soldatenfreizeitheime haben inzwischen die stolze Anzahl

von 61 in der Bundesrepublik Deutschland erreicht. Sie sind Freizeit- und Begegnungsstätten für Soldaten aller Dienstgrade und helfen Brücken schlagen zur Zivilbevölkerung.

Eine Vielzahl von religiösen Schriften wird durch die Militärseelsorge angeboten, vom Gesang- und Gebetbuch über Soldatenbriefe, Bücher, Kalender religiösen Inhalts, die Heilige Schrift bis hin zu Pfarrbriefen.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Seelsorge gewandelt. Sie hat Höhen und Tiefen erlebt, weil es Menschen waren, die die Kirche Gottes vertreten haben oder sie bekämpft haben.

Wir als Soldaten der Bundeswehr sollten uns eigentlich glücklich schätzen, daß Militärseelsorge in unserer Armee eine Selbstverständlichkeit ist und freie, ungehinderte Ausübung der Religion zum Selbstverständnis in unserem Staat zählt.

Seelsorge für Soldaten fördert nicht nur die charakterlichen und sittlichen Werte in den Streitkräften, sondern trägt letztlich auch zur Friedenserhaltung bei.

Lassen Sie mich schließen mit einem Wort von Karl Jaspers: „Kein äußerer Friede ist ohne den inneren Frieden der Menschen zu halten“.

Quellenangaben

- Information für die Truppe 8/86
- Bilder und Texte aus der Soldatenseelsorge 1550—1945
- „Laß ihren Dienst gesegnet sein . . .“, Kleine Geschichte der deutschen Marineseelsorge von 1674 bis 1945 von Josef Zienert (Ev. Mil-Seelsorge Heft 43, August 1983)
- Militärseelsorge „Schriftenreihe Innere Führung 1976“
- Sternbrief der Cornelius-Vereinigung (COV) 3/87
- ZDV 66/1 Militärseelsorge
- (Hilfsmittel: Proki-Folien)

Presse

Informationstagung der AKP in Schwerte

Helmut Fettweis

Der Beruf des Journalisten ist nicht denkbar ohne dauernde Information und Diskussion. Der Wahrheit kann man nur nachspüren, wenn man Fakten und Hintergründe auszu-leuchten in der Lage ist.

Dieser Berufsnotwendigkeit Rechnung tragend, hatte die Arbeitsgemeinschaft Katholi-sche Presse (AKP) die Chefredakteure der Kirchenzeitungen zu einer Tagung in die Ka-tholische Akademie in Schwerte eingeladen. Dieses Haus mit ca. 80 Betten und einer Rei-he von Tagungsräumen verschiedener Größen ist für solche Veranstaltungen hervor-ra-gend geeignet.

Das Thema „Katholische Kirche in der DDR“ ist von besonderer Aktualität. Immer wie-der taucht bei der derzeitigen politischen Situation die Frage auf, wie sich die Kirche mit den Gegebenheiten abfinden kann und abfindet. Allgemein wissen wir ja über den Staat DDR und seine Bewohner viel zu wenig. Familienbande sind nach dem Wegsterben der alten Generation geringer geworden, und Kontaktreisen sind – trotz imponierender Rei-sezahlen –, auf die Gesamtbevölkerung gerechnet doch wenig. So ist also bei uns ein Wis-sensdefizit festzustellen.

Aber auch ein besseres Wissen über die Alltäglichkeiten bringt noch nicht jene Hinter-grundinformationen, die nötig sind, um Entwicklungen zu verstehen oder gar zu bewer-ten.

Der erste Tag brachte dann eine Fülle von Informationen aus der Sicht des Wissenschaft-lers. Solche Fakten muß man als Grundlage kennen.

Am Abend berichtete der Generalvikar eines Bistums, dessen Grenzen durch die DDR verlaufen. „Kirche in einem geteilten Bistum“ ist eine schwere Aufgabe für die Leitung, aber auch eine Chance. Ähnliche Aussagen machte dann der Generalsekretär des Bonifa-tiuswerkes Paderborn. Die Chancen zu nutzen ist eine schwierige und mühevoll, zuwei-len leider auch undankbare Aufgabe!

Von besonders hohem Informationswert war die Aussage eines Referenten aus dem Ordi-nariat Berlin (Ost) zum Thema „Kirche in Staat und Gesellschaft“.

Der Abend war einem hochrangigen Vertreter der Bonner Regierung vorbehalten und lie-ferte hervorragende Hintergrundinformationen.

Der letzte Tag brachte dann Aussagen zum Thema „Evangelische Kirche in der DDR“.

Ergänzt wurde dieser Beitrag durch eine Diskussion über die „Berichterstattung aus der DDR“.

Eine Foto-Ausstellung über die Kirche in der DDR, die von der Katholischen Akademie Schwerte und dem Bonifatiuswerk zusammengestellt war, verdeutlichte die Aussagen.

Obwohl die Tagung — unter Leitung des Sprechers der Redakteure Günter Beaugrand — bis an den Rand der Aufnahmefähigkeit ging, war der Informationsgehalt sehr hoch.

Bei der Bewertung der Arbeit der Kirchen in der DDR muß man von einigen Grundlagen ausgehen:

— Einwohner DDR	heute 16,7 Millionen (100%)
— Evangelische Christen	heute 7,7 Millionen (46%)
— Katholische Christen	heute 1,2 Millionen (7,5%)
— Freikirchen	200 000
— Juden	600

Setzt man diese Zahlen in Vergleich zu 1946, der ersten Volkszählung, bei der sich 81,9% als Protestanten und 11,9% als Katholiken bezeichneten, so ist ein starker Rückgang der Gläubigen zu verzeichnen.

Nach einer langen Zeit der Drangsal gegen beide großen Kirchen ist in der heutigen Zeit eine Differenzierung zu erkennen. Die Religionskritik der heutigen DDR fällt aus. Es gibt aber auch keinen ernsthaften Dialog zwischen Christen und Marxisten. Allenfalls finden „diplomatische Gespräche“ zwischen Kirche und Staat statt, die zu einer friedlichen Abgrenzung führen. Die Wahrheitsfrage wird als „ideologische Frage“ ausgeklammert.

Die Partei in der DDR versucht jedoch, die evangelische Kirche vor ihren Wagen zu spannen. Das geht teilweise so weit, daß die evangelische Kirche ihrerseits die kritische Potenz lutherischer Tradition gegenüber dem Staat ausklammert und im Sinne des traditionellen Protestantismus den traditionellen Staat als Staat ohne Blick auf die marxistische Orientierung anerkennt.

Dabei wird vom Staat ein traditioneller Protestantismus anerkannt. Die hohe Zahl von Pfarrern, die der SED angehören, zeigt die Folgen dieses Trends.

Die katholische Kirche — für den Staat mit 7% eine kleine Größe — hat eine andere Entwicklung eingeschlagen. Dennoch sind mit dem Tode von Kardinal Bengsch — dieser markante Bischof war für seine „gesellschaftliche Abstinenz“ bekannt — Entwicklungen im Gang, die den Katholizismus aus der gesellschaftlichen Isolierung herausführen sollen.

Die katholische Kirche geht nicht so weit, den Staat anzuerkennen. Aber sie weist darauf hin, daß sich die jungen Menschen in der DDR „zu Hause“ fühlen. Daher muß sie den Menschen gerecht werden und toleriert den Staat. Es gibt Gruppen in der katholischen Kirche, die darüber hinaus fordern, daß man „eine gute Politik gutheißen könne, ohne zum ‚Verstärker‘ zu werden, und eine schlechte Politik kritisieren könne, ohne Gegner zu sein“. Wesentlich ist, daß die Katholiken als „kleine Herde“ sich als Träger der Verheißung Christi fühlen und in dieser Aufgabe auch vom Papst ermuntert werden.

Das sind auch die Gründe für die Aussagen zur Friedensverantwortung. Die Hirten der katholischen Kirche in der DDR suchen nach pastoralen Antworten auf diese Frage.

In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß man nur wenig Verständnis für jene Historiker im Westen hat, die heute der Kirche ein zu nachgiebiges Verhalten während

der Nazizeit vorwerfen. Das Erleben und Überleben in einer Diktatur — und ein System auf der Grundlage des historischen und dialektischen Materialismus ist eine Diktatur —, stellt andere Fragen und Probleme, als sie vom Standpunkt einer freiheitlichen Demokratie — dazu noch vom sicheren Port der Nachfahren in ungefährdeter Freiheit aus — gestellt werden.

Es werden sich also noch viele Entwicklungsstufen abzeichnen. Wir wissen heute noch nicht, welcher Trend sich durchsetzen wird. Wir werden also beobachten müssen. Um aber die Möglichkeiten abschätzen zu können, bedarf der Journalist der grundlegenden Kenntnis und der ständigen Information.

Gesellschaft

Elektronik fördert die Demokratie

Wolfgang Altendorf

Der Mensch fürchtet neue Technologien. Es ist eine Art „Urangst“, die ihn überfällt, wenn für ihn Undurchschaubares seine gewohnte Umgebung zu verändern droht. Das war bei der Postkutsche so wie bei Eisenbahn, Auto, dem Flugzeug. Stets erhoben sich warnende Stimmen. So mußte auch die Elektronik „ins Gerede kommen“, nun, da auch sie den Alltag verändert. Solange es beim Rechnen blieb, für das sich ohnehin nur Experten erwärmen, erschien sie kaum gefährlich. Mit ihrem praktischen Einsatz, der Unheimlichkeit ihrer Präzision, den schier unbegrenzten Möglichkeiten, die sie bietet, wuchs die fast körperlich empfundene Bedrohung. Damals, als die ersten Eisenbahnen dampften, sagte man Unheil voraus, ein Ansteigen der Fehlgeburten, des Wahnsinns, der Verbrechen. Die Furcht vor der Elektronik artikuliert sich zum ersten Mal vehement bei Gelegenheit einer (seit Jahrtausenden üblichen) Volkszählung. Das griff selbst auf die Verfassungsrichter über. . . . Beim Auftauchen der ersten Dampflokomotiven äußerten „hochgestellte Persönlichkeiten“, Politiker von Rang und Wissenschaftler nicht nur Bedenken, verhinderten vielmehr etliche Bahnlinien durch ihre Einsprüche. Im Luftverkehr ist das heute noch nicht ausgestanden. Landebahngegner kämpfen weiter gegen das Verkehrsmittel Flugzeug, als lebten wir im Anfang des Jahrhunderts.

Elektronischer Fortschritt in den westlichen Demokratien

Die Elektronik begann und setzt sich gerade in den westlichen demokratischen Staaten fort. Was die USA, Japan, die westeuropäischen Industriestaaten auf diesem Gebiet in den letzten dreißig Jahren erreichten, läßt sich von der übrigen Welt nicht mehr einholen. Die politische Machtform Demokratie, die Freiheitsräume, die sie der individuellen Entfaltung auf allen Gebieten menschlicher Daseinsäußerung einräumt und hier speziell in Wissenschaft, Technologie und Wirtschaft, gibt unaufhörlich neue Impulse, die Begabungen und Talente aus ihrer Isolation herauslösen; in machtpolitisch geführten Staaten, in denen der Besitz elektronischer Technologie, selbst dort, wo man sie sich beschaffen könnte, strenger staatlicher Kontrolle unterliegt, können sich unerkannte Talente kaum entfalten. Neue Ideen bleiben aus, müssen importiert werden. Die technische Forschung reagiert empfindlich auf politisch motivierte Einengungen. So wird die Paradoxie deutlich: jene Staaten, die mit Hilfe perfekter elektronischer Überwachung die Orwellsche totalitäre Vision vom technischen Stand her durchaus verwirklichen könnten, sind demokratisch organisiert. Jene, die von ihrer politischen Struktur her dafür prädestiniert erscheinen, haben eine gesplante, meist ablehnende, auf jeden Fall stockkonservative Einstellung dem Technischen Fortschritt gegenüber, speziell der für sie undurchschaubaren Elektronik, was sich sogar in der Waffenproduktion zeigt.

Bedrohung fördert demokratische Übungen

Natürlich wäre die Elektronik zur totalen Überwachung der Gesellschaft in ihren einzelnen Individuen geeignet, dazu mit einer Perfektion, die aderngefrierend erscheint. Befürchtungen dieser Art lassen auf tiefsitzendes Mißtrauen gegenüber einer demokratischen Form erkennen, die bei uns erst einige Jahrzehnte geübt wird und im Kern die Verwirklichung der Utopie darstellt, wie sie Demokraten, viele von ihnen im Konzentrationslager, entwickelten. Tatsächlich aber fördert die „bedrohliche“ Elektronik das demokratische Bewußtsein: Man „steigt auf die Barrikaden“, wo man demokratische Freiheiten in Gefahr wähnt, selbst dort, wo die Gründe dafür den übrigen, traditionell demokratischen Gesellschaften absurd erscheinen. Hierzulande setzt man ganz offensichtlich voraus, daß Wissenschaftler, Technologen, Politiker vor allem nichts anderes im Sinne führen, als mit Hilfe der Elektronik die Demokratie auszuhöhlen, undemokratische Macht über Menschen auszuüben, kurz die mühsam errungene Freiheit radikal einzugrenzen. Dabei läßt die junge demokratische Geschichte der Bundesrepublik solche Befürchtungen unbegründet erscheinen. Dennoch fördert gerade diese Urangst vor dem Neuen durch die dadurch ausgelösten demokratischen Übungen unsere Demokratie.

Datenschutz nur mit Hilfe der Elektronik

Dabei ist es die Elektronik, die allein einen Mißbrauch von gespeicherten Daten zu verhindern vermag. Die konventionelle „Datenspeicherung“, auf Karteikarten etwa, konnte eine mißbräuchliche Verwendung (z.B. durch einen Angestellten, einen Beamten) kaum verhindern. Die Befürchtungen des Zugriffs zu elektronisch gespeicherten Daten, regte zu elektronischen Absicherungen an, die dort, wo sie installiert werden (und das geschieht nun zunehmend), Zugriffe perfekt verhindern (was bisher nicht möglich war). Wer die Entwicklung dieser Technologie unvoreingenommen verfolgt weiß, daß die Wissenschaftler, die Technologen in überwiegender Mehrheit bewußte und zustimmende Demokraten sind, die ihr Wissen und ihr Können auch zum Schutz der demokratischen Lebensform einsetzen. Überraschend dabei, wie vorwiegend optimistisch sie in die elektronische Zukunft blicken. Wer heute die Vision Orwells in seinem Roman 1984 als die unweigerliche Folge der technologischen Entwicklung ansieht, weiß nicht, daß einmal Orwell (und ganz natürlich — er schrieb sein Buch von 1946—1948) von einer primitiven technologischen Ebene aus seine kaum näher erläuterten Möglichkeiten entwickelt, daß er darüber hinaus die Logik, wie sie in jeder technologischen Entwicklung zwangsläufig enthalten ist, nicht erkannte: Man kann sie negativ und positiv nutzen, und nur die Elektronik ist in der Lage, und zwar aus ihrer prägnanten Logik heraus, befürchtete negative Entwicklungen zu absorbieren.

Arbeitsplatzumwandlungen

Tatsächlich steht keine Technologie so im Dienste der Menschen wie die Elektronik. Sie erfüllt alle modernen Forderungen, etwa die des sparsamen Umganges mit der Energie, der Schonung der Umwelt, der Erlösung des Menschen von menschenunwürdiger Arbeit.

Die Arbeitsplätze, die sie vernichtet, sind kaum humane Arbeitsplätze. Man sollte ihnen keine Träne nachweinen. Woran es mangelt, das ist die exakt geplante Umwandlung dieser Arbeitsplätze in menschenwürdige, humane. Und gerade hier könnte die Elektronik hilfreich sein. Ein Beispiel: Unsere Arbeitsämter werden zunehmend ebenfalls mit der elektronischen Technologie ausgestattet. Fehlleitungen, gerade in der Berufsausbildung besonders gravierend, können damit ganz entscheidend und notwendig reduziert werden.

Schizophrene Moral

Lothar Groppe

Es dürfte kaum eine Woche vergehen, in der nicht in irgendeiner Form auf den 50. Jahrestag der „Reichskristallnacht“ hingewiesen wird. Hiermit wird stets die Mahnung verbunden, dieses himmelschreiende Verbrechen nicht zu verdrängen. Auch wer nicht „alter Kämpfer“ oder Neonazi ist, mag sich fragen, ob das ständige Wühlen in der schwärzesten Epoche der deutschen Geschichte wirklich hilfreich ist.

Von den 61,5 Millionen Einwohnern der Bundesrepublik haben 50 Millionen damals noch nicht gelebt oder waren Kinder, die weder etwas wissen noch schuldig werden konnten. Die wirklich Schuldigen wurden ihrer gerechten Strafe zugeführt oder sind inzwischen gestorben. Und was ist mit den Mitwissern? Bis jetzt vermochte noch keiner der selbsternannten Moralprediger schlüssig darzulegen, was denn „die Deutschen“ gegen den Massenmord hätten ausrichten können. Die einzigen, die hierzu imstande gewesen wären, lenkten ihre Bomberströme statt auf die Schaltstellen und techn. Einrichtungen der Vernichtungsstätten ausschließlich auf andere Ziele.

Am 27. April 1987 brachte das III. Programm des Fernsehens in der Sendung „Ein einfacher Mensch“ die Geschichte des Juden Jakow Silberberg, der nach eigenem Geständnis Tausende von Juden in die Gaskammern getrieben hatte. Dabei war ihm bekannt, daß die „Funktionshäftlinge“ nach einigen Monaten stets selber vergast wurden, um lästige Zeugen loszuwerden. So war zweifelsohne auch für Jakow Silberberg der Tod beschlossene Sache. Dennoch verweigerte er nicht die Mitwirkung an der Vergasung. Niemand klagte ihn deswegen an, da er unter Zwang gehandelt habe. Und von „den Deutschen“, die selber nicht bedroht waren und damals zum größten Teil überhaupt keine Kenntnisse der Verbrechen hatten, erwartet man wie selbstverständlich, daß sie sich ohne Aussicht auf Erfolg unter Lebensgefahr für die Todgeweihten einsetzten?

Dennoch gab es Tausende, die ihr Leben für die Verfolgten, von denen sie erfahren hatten, wagten. Im „Großdeutschen Reich“ wurden zahlreiche Juden — allein in Berlin und Wien zwischen 5 300—6 300 — unter größter Lebensgefahr für ihre Helfer versteckt und durchgefüttert.

Der jüdische Showmaster Hans Rosenthal hat in seiner sympathischen Autobiographie „Zwei Leben in Deutschland“ einiger dieser Helfer in Dankbarkeit gedacht. Wäre es nicht

sinnvoller, unserer Zeit diese Menschen als Leitbilder vor Augen zu stellen? Warum schweigt man für gewöhnlich die Helden heroischer Nächstenliebe tot und sucht statt dessen immer nur das Negative zu betonen? Wenn auch die geistige Bewältigung der damaligen Untaten sein muß, so darf man aber die Augen vor den heutigen Problemen nicht verschließen.

Während die Verbrechen einer verschwindenden deutschen Minderheit immer wieder hervorgehoben werden, verschweigt man hartnäckig, daß der jahrzehntelang propagierte Feldzug für die Abtreibung inzwischen zu einem Massenmord an Ungeborenen geführt hat, der die Opfer des „Holocaust“ weltweit um ein Vielfaches übertrifft. Während die Vernichtung der Geisteskranken, Juden und Zigeuner in der hermetischen Abgeschlossenheit der „Heil- und Pflegeanstalten“ und Konzentrationslager erfolgte, fordert man in den Medien immer unverhüllt die bedingungslose Freigabe des Mordes an Kindern im Mutterleib als Ausfluß des Rechts auf „Selbstbestimmung“. Dabei betonte das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil zur „Fristenlösung“ vom 25.2.75: „Der Lebensschutz der Leibesfrucht genießt grundsätzlich für die gesamte Dauer der Schwangerschaft Vorrang vor dem Selbstbestimmungsrecht der Schwangeren und darf nicht für eine bestimmte Frist in Frage gestellt werden.“

Aus GKS und PGR

Poing

„Die Lage der Christen in der Sowjetunion“

Arthur Schopf

Im Rahmen des Kreisbildungswerkes Ebersberg sprach die Journalistin Diethild Treffert aus Neufahrn/Freising im katholischen Poinger Pfarrheim über die heutige Lage der Christen in der Sowjetunion, für die sich in jüngster Zeit ein kleiner Hoffnungsschimmer abzeichnet.

Seit der Oktober-Revolution im Jahre 1917 waren die Kirchen Rußlands schwersten Verfolgungen ausgesetzt. Die 1929 erlassenen „Kultgesetze“ (Religionsgesetze) schränkten das Recht der Kirchen und Priester aufs äußerste ein.

In einer Loyalitätserklärung gegenüber dem Patriarchen Pimen hat der Generalsekretär der Kommunistischen Partei Michael Gorbatschow inzwischen erkennen lassen, daß auch die Gläubigen sowjetische Bürger sind und ein Recht darauf haben, ihre Überzeugung mit Würde auszudrücken. Seit dieser Zeit wird in der UdSSR immer offener über neue Religionsgesetze gesprochen. Sie würden gegenwärtig vorbereitet, wie der Generalsekretär gegenüber dem Patriarchen Pimen am 26. April d.J. erklärte. Sie sollen verschiedene Verbesserungen bringen. U. a. würde den Kirchen das Recht einer juristischen Person zugestanden; eine Reihe von altherwürdigen Klöstern wurde bereits zurückgegeben; kirchliche Institutionen dürfen ferner caritative Tätigkeiten ausüben usw. Der Atheismus bleibe allerdings Staatsreligion. In der Parteiführung aber habe man erkannt, daß gläubige Menschen eine bessere Arbeitsmoral besitzen als Nichtgläubige.

Als entscheidenden Grund für das Entgegenkommen Gorbatschows gegenüber den Kirchen wertete Diethild Treffert den innenpolitischen Erfolgswang, unter dem der Parteisekretär stehe. Abzuwarten ist, ob sich Gorbatschow bei der Parteikonferenz am 28. Juni d.J. mit seiner „Perestrojka“ durchsetzen wird. Voran aber steht das Wort, das der Metropolit German von Ost-Berlin kürzlich geprägt hat: „Die Kirche hat 1000 Jahre überstanden und die Pforten der Hölle werden sie auch in Zukunft nicht überwältigen!“

Murnau

Soldatenwallfahrt nach Rom

H.F.

Nach dem von der Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS) in 20 Jahren erarbeiteten Konzept der „Rom-Seminare“ führte die katholische Militärpfarrei St. Georg, Murnau, mit 54 Teilnehmern eine „Romfahrt“ durch.

Was sich so einfach als „Fahrt“ darstellte, beinhaltete ein ausgesuchtes und sehr intensiv geplantes Programm. Neben dem Gottesdienst, die geistliche Betreuung lag bei Pfarrer Völk, galt die Fahrt vier Schwerpunkten: Begegnung von den Stätten der ersten Christen an bis zu St. Peter; Vertiefung der sozialen Komponenten des Glaubens; Nachempfinden von Krieg, Leid und Not in Monte Cassino; Information über die Weltverantwortung der Kirche.

Oft wird in heutiger Zeit darauf hingewiesen und gefragt, weshalb während des sogenannten Dritten Reiches von seiten der Kirchen nicht mehr Widerstand gegen die abgründigen Einflüsse des Nationalsozialismus geleistet wurde. Aus heutiger Sicht ist zu berücksichtigen, daß im Programm der NSDAP, der Hitlerpartei, folgendes verankert war: „Die Partei bekennt sich zu einem positiven Christentum, ohne sich an eine Konfession zu binden.“ Nach 1933, in der ersten Zeit der Hitlerherrschaft, fanden in größerer Zahl kirchliche Trauungen statt von Ehepaaren, die zuvor nur standesamtlich getraut worden waren. Nach der Aufstellung der „SS“ (Schutzstaffel) war diese Formation anfangs nicht antichristlich eingestellt. — In Dresden wurde damals von SS-Angehörigen ein christliches Mysterienspiel aufgeführt. — Der für Dresden zuständige SS-Brigadeführer war zugleich Vorsitzender der christlichen Elternvereine. Als er um 1935 starb, wurde er in der Dresdener Dreikönigskirche aufgebahrt. — Damals wurde in den Kirchen für den sogenannten Führer gebetet.

Von heute her gesehen, läßt sich leicht gegenüber älteren Menschen, die damals jung waren, die Frage stellen: Weshalb habt ihr euch nicht von Anfang an gewehrt? Meine Antwort: Es war seinerzeit wirklich schwer vor auszusehen, daß später der Einfluß der Kreise um den Antichristen Alfred Rosenberg mit seinem „Mythos des 20. Jahrhunderts“ diese Übermacht gewinnen würde, die dann zur Katastrophe führte.

Aus der nahen und fernen Welt

Papstbesuch kostet Lesotho allein 4 Millionen Mark

Vom 10. bis 19. September 1988 wird Johannes Paul II. fünf südafrikanische Länder besuchen: Simbabwe, Botswana, Lesotho, Swasiland und Mosambik. Die Republik Südafrika wurde — nach langen Überlegungen — nicht in das Besuchsprogramm aufgenommen.

Bischöfe betteln dennoch um Spenden in Südafrika

Karl Breyer

Die Situation ist nahezu grotesk. Die südafrikanische katholische Bischofskonferenz widersetzte sich vehement einem Besuch des Papstes in der Republik Südafrika. Jetzt eröffnete der Präsident der katholischen Bischofskonferenz des Nachbarlandes Lesotho, Bischof Paul Khoarai von Maseru, ein Päpstliches Besuchsbüro in Johannesburg, das Gelder für die Papstreise zusammenbetteln soll. Dem katholischen Hirten zufolge wird der Besuch in Lesotho allein mehr als 5 Millionen Rand (das sind fast vier Millionen Mark) kosten. Während einer Pressekonferenz in Johannesburg sagte Mgr. Khoarai, daß die finanziellen Mittel für die Unterbringung und Verpflegung von mehr als drei Millionen Pilgern, darunter einer Million Besucher aus Südafrika, gebraucht werden. Außerdem müssen Wasserversorgung, Elektrizität und sanitäre Einrichtungen bereitgestellt werden. In einigen Teilen Lesothos sollen die Straßen für das historische Ereignis neu geteert werden. Der Bischof appellierte jetzt an die südafrikanische Wirtschaft, in großzügiger Weise Gelder zur Verfügung zu stellen.

Südafrikas katholische Hirten waren in Rom vorstellig geworden, um die Reisepläne des Papstes zu beeinflussen. Sie argumentierten damit, daß das Oberhaupt der Kirche sich keineswegs unter den Schutz der Apartheidspolizei stellen dürfe. Ironischerweise hat jedoch die Regierung von Lesotho Südafrika darum gebeten, den Schutz des Papstes im Nachbarland zu organisieren. Tausende schwarze Bergarbeiter in den südafrikanischen Goldminen wollten ebenfalls den Papst zu einer Revision der Reiseroute bewegen. Sie wünschten ausdrücklich, daß Johannes Paul II durch einen Besuch in den Goldbergwerken das Schicksal der Arbeiter beleuchten würde.

Bischof Wilfried Napier von Kokstad, der jetzige Vorsitzende der südafrikanischen Bischofskonferenz, nennt die Argumentation um den Papstbesuch wenig stichhaltig. Er sagt, daß die Entscheidung über die Reise getroffen wurde, ohne die südafrikanischen Bischöfe zu konsultieren. Der Bischof meint, die andauernde Gewalt, die extreme Polarisierung der Gesellschaft und der Ausnahmezustand hätten die wichtigste Rolle bei der Beurteilung gespielt. Jetzt steht fest, daß der Papst vom 14. bis 16. September in Lesotho sein wird, wo er zwei Hl. Messen zelebrieren und die Seligsprechung des französischen Priesters Joseph Gerard vollziehen wird.

Der Oblatenmissionar arbeitete rund fünfzig Jahre als Seelsorger unter den Basuto-Stämmen in Lesotho und Natal. Er begann seine Missionsarbeit 1862 und lebte mit der einheimischen Bevölkerung unter äußerst primitiven Umständen. Die Basutos nannten ihn „Ramohlolo“ (Vater der Wunder) und behaupten, daß er verschiedene Wunder bewirkte. Als

die Buren 1865 in das damalige Basutoland vorrückten, stellte Father Joseph Gerard sich auf die Seite des schwarzen Königs Moshesh. Er geriet mehrere Male in ein Feuergefecht, entkam jedoch immer wieder den Angreifern. Als der Missionar 1914 starb, gab es in Lesotho 15 000 Katholiken. Heute sind es 650 000. Lesotho hat ein Erzbistum und drei Bistümer. Die Zahl der Einwohner des Königreichs liegt bei 1,5 Millionen.

In südafrikanischen Zeitungen äußern inzwischen immer mehr Katholiken ihren Unmut über die Reise in einen Krisenherd, ohne das Zentrum selbst zu besuchen. In der Zeitung des Bistums Johannesburg heißt es: „Müssen Menschen bestraft werden, nur weil sie unglücklicherweise in Südafrika leben? Müssen wir Katholiken selbst vom Oberhaupt unserer Kirche wie Parias behandelt werden?“ An anderer Stelle fragt ein Leser: „Würde ein Papstbesuch nicht gerade den Menschen Mut geben, die sich für die Abschaffung der Apartheid einsetzen? Man kann mir den bitteren Geschmack nicht nehmen, daß die Katholiken in Südafrika die Verlierer sind.“ Und in der Zeitung „The Citizen“ konnte man lesen: „Am 20. Februar segnete der Papst den Chor der Roten Armee in Rom, nachdem er das „Ave Maria“ gesungen hatte. Die Kinder Afghanistans können jetzt beruhigt schlafen, da sie wissen, daß ihre Mörder den Segen des Vatikans haben. . . Wir müssen dagegen leer ausgehen. . .“

Der Papst beginnt seine Reise in das südliche Afrika mit einer zweitägigen Begegnung in Zimbabwe, wo er auch von dem jetzigen Präsidenten des Ein-Parteien-Staates, Robert Mugabe, einen Höflichkeitsbesuch abstatten wird. Der Verkauf von T-Shirts, Aufklebern und anderen Souvenirs ist jetzt schon vollauf im Gange. Die Verkaufs- und Urheberrechte liegen in Händen der katholischen Organisationskomitees in allen fünf Ländern, die der Papst besuchen wird. Die Gelder sollen ausnahmslos für die Finanzierung der Reise verwendet werden. Für 150, — Rand (etwas mehr als einhundert Mark) können Pilger aus Johannesburg mit einem Sonderzug nach Lesotho fahren, um an der Seligsprechungsfeier teilzunehmen. In Botswanas Hauptstadt Gaborone trifft sich Papst Johannes Paul II. mit dem Staatspräsidenten Quett Masire, um danach eine Hl. Messe im Nationalstadion zu zelebrieren. Nach einer Höflichkeitsvisite bei König Moshoeshoe II. von Lesotho und der Zeremonie der Seligsprechung auf der Pferderennbahn in Maseru reist Johannes Paul II. weiter nach Swasiland. Das Königreich zelebriert am gleichen Tag den zwanzigsten Jahrestag der Unabhängigkeit. Im Lozitha Palast in der Nähe der Hauptstadt Mbabane wird der Papst den jungen König Maswati II. treffen. Der zwanzigjährige Monarch ist das Lieblingskind des 1982 verstorbenen Sobhuza II., von dem gesagt wird, daß er mindestens hundert Frauen besaß und mehr als hundert Kinder zeugte. Noch am gleichen Abend (16. September) wird das Oberhaupt der katholischen Kirche in die Volksrepublik Mosambik fliegen. In der ehemaligen portugiesischen Kolonie wird Johannes Paul II. für den Frieden und die Opfer der Bürgerkriegswirren und der Hungersnot im südlichen Afrika beten.

Einen Tag später wird der Papst nach Europa zurückkehren. Bei diesem ersten Besuch im südlichen Afrika muß die päpstliche Maschine zweimal südafrikanisches Hoheitsgebiet überfliegen. Papst Johannes Paul II. wird dabei dem Staatspräsidenten Pieter Wilhelm Botha eine Grußbotschaft übermitteln.

Das aktuelle Buch

Der Esel des Bileam

Elke A. Fettweis

In einer Favela in Brasilien, Joseph Bouchaud und Frédy Kunz, Reihe Gelebter Glaube, Band 4, Steyler Verlag, 83 Seiten Paperback, ISBN 3-87787-211-5, Nettetal 1986.

Eigentlich war Frédy Koch. Später entschied er sich, Priester zu werden. Dann beschloß er, sein Leben mitten unter den Armen zu verbringen, in einer Favela im Nordosten Brasiliens. Die Darstellung seines Lebensweges ist knapp und beeindruckend. Sein Anliegen, den Ärmsten den Glauben zu bringen, wirkt überzeugend. Von seinem „Vorleben“, hauptsächlich aber von seinem Leben in einem dieser Armenviertel erzählt Frédy in dem vorliegenden Büchlein.

Er kritisiert die Hilfsaktionen der sogenannten Reichen und gibt zum Teil Ratschläge, wie man den Armen bzw. der ganzen Welt helfen kann. Diese klingen verblüffend einfach — warum kam noch niemand darauf? —, sind jedoch recht oberflächlich und oft realitätsfern.

Frédy beklagt die Prostitution oft sehr junger Mädchen. Er klagt an, daß viele Eltern für ihre Kinder die notwendige Medizin nicht bezahlen können, daß für eine Geburtsklinik die finanziellen Mittel fehlen etc. Spenden nimmt er nicht an. Warum nicht? Klar, eine allumfassende Lösung könnte das Geld auch nicht sein, aber vielleicht ein kleiner Schritt.

Frédy lebt von dem, was ihm seine Nachbarn geben. Die Bereitschaft zum Teilen sei unter diesen armen Menschen stärker verbreitet als unter Reichen. Warum aber sorgt er nicht für seinen eigenen Unterhalt? Dann könnte auch er mit den anderen teilen.

Frédy wirft oft mit sehr plakativen, oberflächlichen Thesen um sich, ohne sie näher zu begründen. Gegen die Raumfahrt sei er. Der Westen sehe keine andere mögliche Gesellschaftsform als die seine. Der Westen sei der größte Verschwender aller Zeiten. Um Gott zu erfahren, müsse man arm sein. Einen Reichen, der glücklich ist, gebe es nicht, denn Reiche trachten immer danach, das zu besitzen, was sie nicht hätten.

Deshalb seien Reiche nicht frei, sondern besessen. „Nur die Armut ermöglicht die Einigung mit Gott und die Gemeinschaft mit den Menschen.“ Ob die Bewohner der Favela genauso denken?

Recht hat Frédy zweifellos mit seinen Äußerungen, daß Hilfe von außen oft nicht die wirklich Bedürftigen erreicht und daß der Missionar die Menschen nicht nach dem Muster seines Heimatlandes „zivilisieren“ dürfe. Frédys recht zweifelhafte Folgerung ist dann jedoch: nicht Kampf gegen die Armut, sondern Kampf gegen den Reichtum. „Die einzig wahrhaft wirksame Lösung besteht darin, daß man den Schrei der Verhungernenden widerhallen läßt, damit dieser Schrei schließlich die ganze Menschheit dazu auffordere, den Hunger gleichmäßig zu verteilen.“ Anfangen soll man nach Frédy, indem man auf alles verzichtet, was unnütz sei, wie zum Beispiel Tabak, Alkohol, Parfum, Autos, Luxussschiffe...

Geradezu pathetisch klingt sein Aufruf: „Die Wirtschaft des Gewinns, des Überflusses und des unnützen Luxus muß zerstört werden, und statt dessen muß eine Wirtschaft des Notwendigen errichtet werden. Das Rennen nach Konsum mit seinen Widersprüchen und seiner Selbsterstörung muß gestoppt werden.“ Er beklagt: „In einem Pariser Café kostet eine Tasse Kaffee mehr als ein Tagelohn des brasilianischen Bauern, der den Kaffee anbaut!“ Auch die Ansichten Frédys über das Essen sprechen für sich: „Das Essen dient nur der Erhaltung des Lebens, ohne Drum und Dran. ... Es ist unnütz, beim Essen ein zusammenhängendes Gespräch führen zu wollen. Man schlingt in sich hinein, was auf dem Teller ist. Der Sinn des Essens ist nicht, miteinander zu reden, sondern es dient der Nahrungsaufnahme. Ich habe noch nie so schlicht und ehrlich essen gesehen.“ Oder über das Leben an sich: „Der Kampf ist eine Lebensbedingung. Er ist das dynamische Element unseres Lebens. Das Gegenteil von Kampf ist Gewöhnung, Anpassung, Sicherheit, sich nicht engagieren, leben für sich selbst.“ Ob auch die Favela-Bewohner den Kampf ums Überleben zu schätzen wissen?

Einer Mutter, die um ihr Kind weint, weil sie es weggegeben hat, da sie es nicht ernähren kann, rät Frédy: „Du hast den Glauben an Gott. Also nimm die Kleine zurück, sie wird nicht vor Hunger sterben.“ Wieso, fragt sich dabei der Leser, kommt es, daß dennoch so viele Menschen vor Hunger sterben? Fehlt ihnen der Glaube?

Auch vom sprachlichen Stil her hat Frédy stellenweise etwas danebengegriffen: „Die Kinder dieser Gesellschaft (im Westen) kotzen im Angesicht der Väter und suchen einen Ausweg in Drogen und Abenteuer.“

Allein die Tatsache, daß ein Mensch wirklich alles aufgibt an Sicherheit und Wohlstand, um unter den Ärmsten wie einer der Ihren zu leben, ist zweifelsohne nicht hoch genug einzuschätzen. Er sollte nur nicht vergessen, daß er sich freiwillig für dieses Leben in der Favela entschieden hat — im Gegensatz zu den anderen Bewohnern. Und ob die den „westlichen Wohlstand“ auch so pathetisch ablehnen würden, ist die Frage.

Chancen für das ungeborene Leben

Herausgeber: Hubertus von Voss, Rüdiger von Voss, Paul Hofacker, 363 Seiten, 1 Namensregister, Kölner Universitätsverlag GmbH, Köln, 1988

Am 13. und 14. März 1987 fand in Bonn-Bad Godesberg mit Unterstützung des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit eine Tagung mit dem Thema „Chancen für das ungeborene Leben“ statt. Die hierbei gehaltenen Referate sind von den Herausgebern, Professor Dr. med. Hubertus von Voss, Chefarzt der Kinderklinik des Diakoniewerks Kaiserswerth, Rechtsanwalt Rüdiger von Voss, Bundesgeschäftsführer des Wirtschaftsrates der CDU in Bonn, und Rechtsanwalt Dr. jur. Paul Hofacker, Mitglied des Deutschen Bundestages, jetzt in diesem hier vorliegenden Band veröffentlicht worden.

Die Familienpolitik ist ein zentraler Punkt in der Politik unserer Bundesregierung. In der Familie lernen und leben die Menschen Tugenden und Verhaltensweisen, die einer Gesellschaft erst ein menschliches Gesicht geben. Leitbild der Familienpolitik ist die auf Partnerschaft beruhende Familie. Mütter, die ihre ganze Kraft in

den Dienst der Familie stellen, haben ebenso Anspruch auf Unterstützung und Hilfe wie Mütter, die im Beruf einen selbstverständlichen Teil ihrer Lebensplanung sehen. Maßnahmen der Elternbildung, Erziehungs- und Familienberatung, Hilfen zur frühkindlichen Erziehung, Förderung eines Wohnungsbaus, der ein Leben mehrerer Generationen unter einem Dach erlaubt, sowie die Gestaltung einer kindergerechten Wohnumwelt besitzen einen hohen Rang im Rahmen der Familienpolitik. Um Frauen und Männer in die Lage zu versetzen, die Zahl ihrer Kinder und den zeitlichen Abstand der Geburten in eigener Verantwortung bestimmen zu können, bedarf es eines ausreichenden Angebots an Aufklärung und Beratung über die Möglichkeiten der Familienplanung.

Probleme bringen hierbei die große Zahl der Schwangerschaftsabbrüche in der Bundesrepublik — etwa 350 000 pro Jahr. Um diese zu senken und den Wert des ungeborenen Lebens vorbehaltlos anzuerkennen ist nicht nur der Staat gefordert — er bedarf auch der Unterstützung der gesamten Gesellschaft. Hierzu hat auch diese Tagung aufgerufen, deren Referate sich mit der hierbei ergebenden Problematik auseinandersetzen. Ein Buch, das jeder lesen sollte, der sich eingehender mit dieser Thematik befassen möchte.

K.W.B.

Ehrenschutz heute — die Schutzlosigkeit der Führungskräfte

Erich Schwinge, 126 Seiten, Veröffentlichungen der Stiftung Kulturkreis 2000, Reihe Forum, Band 9, Hohenrain-Verlag GmbH, Tübingen-Zürich-Paris 1988.

Der bekannte Experte für Militärstrafrecht und Kriegsvölkerrecht, Professor Dr. Erich Schwinge veröffentlicht hier eine sehr bedeutsame Studie zum Selbstverständnis des bundesdeutschen Ehrenschutzes. Es ist eine schonungslose Anklage. Nach dem Urteil aller Sachkenner läßt der Ehrenschutz in der Bundesrepublik Deutschland sehr zu wünschen übrig. Einer der bekanntesten Verfassungsrechtler hat sogar behauptet, „er finde nicht mehr statt“. Dieser Zustand geht in erster Linie zu Lasten der Führungskräfte unseres Staates. Sie sind Ehrangriffen gegenüber so gut wie schutzlos ausgeliefert. Das liegt einmal

an der Judikatur des Bundesverfassungsgerichts, die dem Ehrenschutz — anders als der Bundesgerichtshof — zu wenig Beachtung einräumt. Die ganze Schutzlosigkeit der in Betracht kommenden Personengruppen — Politiker aller Parteien, Industrielle, Gewerkschafter, Ärzte, Richter, Staatsanwälte, Wissenschaftler, Geistliche und Angehörige des kulturellen Lebens — tritt dann zu Tage, wenn sie Objekt von Rufmord-Kampagnen werden. Hier ist der Einzelne, den vier oder fünf Presseorganen, die sich auf dem Felde des „Enthüllungsjournalismus“ betätigen, hoffnungslos unterlegen. Diese Studie geht den Zusammenhängen im einzelnen nach und zeigt, daß der bestehende Zustand für eine gesunde und stabile Demokratie untragbar ist. Auf ganz besonderes Interesse dürfte dabei stoßen, was der Verfasser unter der Überschrift „Deutsche Rufmordpraxis“ über den „Spiegel“ ausführt. Bei Einnahmen, die sich pro Jahr zwischen 330 Millionen und einer halben Milliarde bewegen, kann das Magazin die Kosten aus Prozessen wegen schwerster Falschmeldungen — so der Autor — mühelos verkraften, sich über die vom Bundesgerichtshof entwickelten Richtlinien für die Vorprüfung von Behauptungen rigoros hinwegsetzen und Richtigstellungen — so der Verfasser - bzw. Entschuldigungen verweigern. Mit dieser gewaltigen Finanzkraft und einem Heer von Angestellten — nach eigenen Angaben 759 — stellt der „Spiegel“ eine Macht dar, die nach Angaben von Professor Schwinge seit Jahrzehnten einschüchternd über dem gesamten öffentlichen Leben in Westdeutschland liegt und insbesondere auf den Führungskräften lastet und sie verunsichert. Sie ist verfassungsrechtlich ohne Legitimation und entzieht sich mit Erfolg jeder Kontrolle. Hier liegt nach meiner Meinung eine Machtkonzentration vor, die eine ernste Gefahr nicht nur für unsere Führungskräfte, sondern auch für unsere gesamte Staats- und Gesellschaftsordnung darstellt.

K.W.B.

Daran halte ich fest

Berliner Positionen zu Nation, Demokratie, Rechtsstaat. Professor Dr. Rupert Scholz, 191 Seiten, Verlag BONN AKTUELL GmbH, Stuttgart, Juni 1988.

Professor Dr. Rupert Scholz, seit Mai 1988 neuer Bundesminister der Verteidigung, legte kürzlich in der Berlinvertretung zu Bonn — seiner ehemaligen Wirkungsstätte — eine Reihe seiner Aufsätze zu den Themen Nation, Demokratie und Rechtsstaat in diesem Sammelband vor, die er als Senator von Berlin veröffentlicht hat. Es ist sein politisches Bekenntnis, dem er sich auch in seinem neuen Aufgabenbereich in Bonn verpflichtet fühlt. Gerade unsere Zeit neigt dazu, mitunter weniger die richtigen als vielmehr bisweilen die bequemeren Wege auch in der Politik zu gehen. Hierbei werden sehr oft auch elementare Grundsätze dem vermeintlichen Zeitgeist aus rein opportunen Gründen geopfert. Demgegenüber fordert der Autor zu Rückbesinnungen auf die Grundlagen unseres freiheitlichen Staats- und Rechtswesens auf. Er plädiert vehement für die Beachtung dieser Grundwerte in unserer Politik, die die Voraussetzung für die Bewahrung des inneren und äußeren Friedens bilden. Rupert Scholz betont die unverzichtbaren Grundpositionen der gesamten Deutschlandpolitik. Mit Blick auf unsere Demokratie und unseren freiheitlichen Rechtsstaat warnt er vor dem immer mehr schwindenden Rechtsbewußtsein in Staat und Gesellschaft und verweist auf die fundamentale Bedeutung von Recht und Gesetz. Aus dem „Wandel durch Annäherung“ in der Deutschlandpolitik ist in großen Teilen der parlamentarischen Opposition inzwischen das völlige Leugnen der Offenheit der deutschen Frage geworden. Der grundgesetzliche Auftrag zur Wiedervereinigung und das Recht aller deutschen auf Selbstbestimmung besteht indessen unveränderlich fort. Wenn die Deutsche Frage sich heute nicht unmittelbar lösen läßt, so rechtfertigt dies doch keinesfalls, das Wiedervereinigungsgebot und das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen in Frage zu stellen und einfach zu ignorieren. Ähnliche Probleme stellen sich zunehmend zum Schutz unserer Demokratie und unseres freiheitlichen Rechtsstaates. Überzogene Libertinität oder falsch verstandene Schein-Liberalität führen immer mehr zum Aufweichen von Rechtspositionen und damit zu wachsender Rechtsunsicherheit unter unseren Bürgern. Wenn Recht nicht mehr als essentielle Grundlage für ein geordnetes und friedliches Zusammenleben aller Menschen in unserem Staat betrachtet wird, dann gerät der Rechtsstaat

selbst in Gefahr. Wer Recht und Gesetz in Frage stellt, wer nicht bereit ist, sich auch positiv und aktiv zur verfassungsrechtlich garantierten „wehrhaften Demokratie“ zu bekennen, der trägt ein großes Maß an Mitverantwortung für wankende Rechtssicherheit und ein immer mehr erschüttertes Rechtsbewußtsein in diesem Staate. Daher wird es höchste Zeit, sich wieder auf die fundamentale Bedeutung von Recht und Gesetz zu besinnen. Der Verfasser versteht dieses Buch als Aufforderung zur Rückbesinnung und zur politischen Stärkung von Recht und Gesetz. Der Leser findet auch hochaktuelle Bezüge zu den Problemen von Spannungs- und Abrüstungspolitik. Gerade junge Menschen sollten es deshalb in die Hand nehmen. Man kann nur hoffen, daß dieses Buch eine weite Verbreitung findet.

K.W.B.

Die Chance des Sonderfriedens-Deutsch — sowjetische Geheimgespräche 1941–1945,

Ingeborg Fleischhauer, 343 Seiten, Wolf Jobst Siedler Verlag GmbH, Berlin 1986.

Es wird viele Leser wahrscheinlich überraschen, aber Eingeweihte haben es schon während des Krieges gewußt und gehört: Es gab nach dem Angriff auf Rußland Verhandlungen mit der UdSSR über einen Sonderfrieden, der den Ostfeldzug hätte beenden können. Die Autorin — promovierte Historikerin — hat sich in diesem Buch sehr eingehend mit dieser Frage auseinandergesetzt. Nahezu vom Tage des Kriegsbeginns an sondierten deutsche Emissäre im Verborgenen, ob und unter welchen Bedingungen Stalin zu einem Arrangement mit Deutschland bereit wäre. Vier Jahrzehnte lang waren diese Akten, die über die wechselseitigen Vorstellungen der beiden miteinander Krieg führenden Verhandlungspartner Auskunft geben, unter Verschuß gehalten worden. Zum ersten Mal sind diese schwedischen Unterlagen über die „Stockholmer Gespräche“ — die bisher völlig geheim waren — einer Historikerin zugänglich gewesen. Die Rekonstruktion jener Vorgänge in Schweden macht das doppelte Verhängnis dieser Friedensfühler deutlich — nicht nur, daß sie an Hitlers Maßlosigkeit scheiterten, sondern auch weil wegen der Möglichkeit eines Sonderfriedens

zwischen den beiden Diktatoren die Westmächte dem Krenl solche Zugeständnisse machten, daß Stalin dadurch praktisch völlig freie Hand in Osteuropa und Mitteldeutschland erhielt. Das Schreckensgespenst einer Erneuerung des deutsch-sowjetischen Paktes hinter dem Rücken der Westmächte hat im letzten Weltkrieg den Hintergrund für die beträchtliche Konzessionsbereitschaft der Westmächte gegenüber den für sie unberechenbaren Launen Stalins als Bündnispartner gebildet. Es war auch wirksam in der nachgiebigen Verhandlungsführung des Westens auf den Konferenzen der Großen Drei und der Duldung des sowjetischen Truppendruckes bis ins Herz Mitteleuropas hinein. Die Tatsache, daß sich westliche Besorgnisse über geheime deutsch-sowjetische Separatfriedensverhandlungen auch auf teils unqualifizierte Geheimdienstberichte, teils auf gezielte Desinformation von nationalsozialistischer Seite gründeten, relativiert vor diesem Hintergrund ihre Bedeutung nicht. Sie gibt ihr vielmehr, im nachhinein betrachtet, eine tragische Dimension. Dies gilt ganz besonders jedoch für die Bemühungen jener Teile des „anderen Deutschlands“, die den westlichen Regierungen unter Lebensgefahr Angebote einer Öffnung der deutschen Westfront unter Anerkennung der alliierten Bedingungen unterbreiteten und zugleich bereit waren, auf dem Wege ernstgemeinter Verhandlungen mit Vertretern der Sowjetregierung einen Waffenstillstand im Osten zu erreichen und die Schmach des deutschen Vertragsbruchs durch ein neues, dauerhaftes Bündnis aus der Welt zu schaffen.

Heute — nach vierzig Jahren — konnte die Autorin dieses Bandes die Möglichkeiten und Grenzen derartiger Verhandlungen aufzeigen, da zahlreiche Archive im damals beteiligten und im neutralen Ausland gerade jetzt ihre brisanten Aktenbestände zu öffnen begannen. Auf der Basis dieser völlig neu erschlossenen Materialien ist nunmehr ein differenziertes und umfassendes Bild der vielzielierten deutsch-sowjetischen Friedensfühler während des zweiten Weltkrieges möglich geworden, das alle verfügbare und vorher erschienene Literatur als zu persönlich gefaßt oder ideologisch befangen erscheinen läßt. Dieses Buch — lesbar geschrieben —, gibt gerade der Jugend ein besseres Verständnis dieser wich-

tigen Episode deutscher Geschichte und stellt dadurch viele ideologische Aussagen der heutigen Zeit erheblich in Frage. Man kann nur hoffen, daß es viele Leser finden wird.

K.W.B.

Pfadfinder zu Gott

Erlebnisse junger Christen, mit zahlreichen Fotografien und Dokumenten. Dr. Helmut Holzapfel. 160 Seiten, Deutscher Spurverlag, Postfach 20, 86 11 Baunach.

Als er schon von schwerer Krankheit gezeichnet war, wollte er noch einige Bücher herausbringen. Eines seiner Manuskripte lag ihm besonders am Herzen, das über die Pfadfinder. Ohne es vollenden zu können, starb Prälat Dr. Helmut Holzapfel, der frühere langjährige Chefredakteur des Würzburger katholischen Sonntagsblattes und Schriftleiter des „Klerusblattes“, am 3. Oktober 1984 kurz vor seinem 70. Geburtstag. Daß die Lebensbilder von mutigen Pfadfindern in der NS-Epoche jetzt posthum erscheinen konnten, ist Paul-Thomas Hinkel, dem jugendlichen Freund Helmut Holzapfels in dessen letzten Lebensjahren, zu verdanken. Hinkel, ein begeisterter Pfadfinder, hat aus dem umfangreichen Nachlaß Holzapfels die Texte geordnet, mit Dokumenten und Bildern ergänzt und zusammengestellt.

Zeitlebens hat sich Prälat Holzapfel für die katholische Jugend eingesetzt. Nicht nur als geistlicher Leiter der Bayernmark im Bund Neudeutschland war er bemüht, die Gedanken Pater Ludwig Eschs und Ludwig Wolkers an die junge Generation weiterzugeben. Ähnlich wie Oskar Neisinger mit seiner Schrift „Flugblätter, Katholische Jugend im Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ wollte auch er mit den Portraits tapferer Pfadfinder christliche Glaubenszeugnisse der jungen Generation als Orientierung und Ansporn für das eigene Leben vermitteln. In dem Warschauer Priester Stefan Frelichowski (1913–1945), dem Metzger Jean Muller (gefallen 1956 in Algerien) und dem Münchner „Luck“ (Ludwig) Lang (gefallen 1942 im Kaukasus) sah Holzapfel selbst leuchtende Vorbilder, die für die Ideale Baden-Powells und der katholischen Pfadfinderbewegung lebten und starben. Spannend liest sich auch das Kapitel mit dem Lebensbild des Franzosen Jacques Valentin, des ge-

bürtigen Berliners, der im Februar 1945 bei einem Unfall, als er deutsche Kriegsgefangene bewachen mußte, ums Leben kam. Nicht missen möchte man die lebendigen Schilderungen zum Widerstand polnischer, lothringischer und elsässischer Pfadfinder im Zweiten Weltkrieg.

Für Franken verdient der Bericht Holzapfels zur Geschichte der Würzburger Georgspfadfinder besondere Beachtung. Vom Stamm „Eyse-neck“, nach einem im Domkreuzgang von Würzburg begrabenen Feldhauptmann der katholischen „Liga“ im Dreißigjährigen Krieg benannt, und dem damaligen Landesfeldmeister Erich Sauer gingen entscheidende Impulse für den Kampf der katholischen Jugend gegen den nationalsozialistischen Totalitarismus aus. In diesem Zusammenhang muß auch Fred Josef (ermordet im Dezember 1942 im Konzentrationslager Auschwitz) erwähnt werden, dessen Lebenslauf Paul-Thomas Hinkel abschließend darbietet. Dankbar nimmt man schließlich die bibliographischen Notizen zum Lebenswerk Holzapfels am Schluß des Buches zur Kenntnis.

Mit dem Sammelband wird das Andenken an eine „Scout“-Generation wachgehalten, die sich in größten Bedrängnissen kompromißlos zu Christus bekannte. Ebenso wird damit auch ein Stück aus dem Erbe wieder lebendig, das der katholische Vollblut-Journalist Holzapfel hinterlassen hat, dessen Herz lebenslang für die Jugend im Sinne von „Christus lebe in deutscher Jugend“ schlug.

Winfried Jestaedt

Informationen aus Kirche und Welt

In China wird von Perestrojka nicht nur geredet

Botschaftsrat Ma Canrong sowie Hu Judan als weiblicher Presseattaché der Botschaft bereiten den 35 Verlegern, Redakteuren und Freien Journalisten, die ihrer Einladung gefolgt waren, in der Großen Halle ihres Hauses einen herzlichen Empfang. In seinen Dankesworten erklärte Hansjosef Theyßen als Vorsitzender des Vereins, heutzutage rede alle Welt nur von der von Gorbatschow versprochenen Perestrojka in der UdSSR. Ob den Worten aber auch Taten folgen würden, sei noch ungewiß. China dagegen habe nach Maos Tod eine Reformpolitik nicht nur angekündigt, sondern auch schon weitgehend realisiert. Die UdSSR, Vietnam und Ungarn hätten sich anscheinend von den Erfolgen dieser Politik anregen lassen und versuchten nun zaghaft, China nachzuahmen. Diese Zusammenhänge würden von den deutschen Medien bisher kaum registriert, und die Berichterstattung über das kleine Nicaragua sei vielfach extensiver als die über China als das volkreichste Land der Erde. Er sprach die Hoffnung aus, daß der Besuch in der Botschaft und der persönliche Kontakt zu Chinesen die Interessenperspektive der anwesenden Publizisten ein wenig korrigieren könne.

Die beiden Filme, die die Botschaft ihren deutschen Gästen zeigten, informierten aber nicht über die Erfolge der Reformpolitik, sondern über die uralte Kultur des Reiches der Mitte. In großartigen Aufnahmen wurden nicht nur die architektonischen Facetten chinesischer Pagoden gezeigt, sondern in einer Computeranimation wurde auch ihre geniale Konstruktion erklärt, die sie schon vor Jahrhunderten erdbebensicher machte. Der zweite Film erinnerte daran, daß die Chinesen das Schießpulver erfunden haben und noch heute unübertroffene Meister des Feuerwerks sind. Wie Frau Hu erklärte, wird die deutsche Bundeshauptstadt ihr Jubiläum deshalb auch mit einem chinesischen Feuerwerk illuminieren.

Die Presseattachée zeigte anschließend den Gästen die weiträumigen und mit chinesischen Gemälden und Keramiken geschmückten Empfangsräume der Botschaft. Unter anderem

machte sie auf die gelben Dachziegel aufmerksam. Sie waren früher nur kaiserlichen Gebäuden vorbehalten, während das Volk sich mit grauen Ziegeln begnügen mußte.

Bei einem anschließenden Imbiß in der Großen Halle der Botschaft hatten die Mitglieder und Gäste des Vereins Gelegenheit, mit Vertretern der politischen Abteilung zu plaudern, Kontakte aufzunehmen und Informationen auszutauschen.

Frau Hu gab beim Abschied der Hoffnung Ausdruck, daß diesen ersten Kontakten weitere folgen und möglichst viele Teilnehmer das Reich der Mitte auch persönlich kennenlernen werden. tn

Waldheim-Tribunal fand keine Beweise

Die Bonner Rundschau vom 23. 6. 88 brachte einen sehr informativen Artikel von Dr. H. Heinen über die Arbeit des inoffiziellen „Fernseh-Tribunals“ in London. Trotz erheblichen Bemühens, Beweise gegen Waldheim zu finden, mußte der 4-Stunden-Extrakt aus einer neuntägigen Sitzung zu einem Freispruch kommen. Als Richter amtierte der pensionierte Sir Frederick Lawton, englischer Lord Justice of Appeal. Erleichterung in Österreich, lange Gesichter bei den Urhebern der Antiwaldheim-Kampagne. (e. B.)

*Neue Mitglieder der Deutschen Kommission
Justitia et Pax berufen*

Auf Vorschlag der gemeinsamen Konferenz der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken hat der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz am 25. April die neuen Mitglieder der Deutschen Kommission Justitia et Pax berufen. Unter ihnen befinden sich Militärgeneralvikar Prälat Dr. Ernst Niermann, Leiter des Katholischen Militärbischofsamtes, und Generalleutnant Dieter Clauß, Abteilungsleiter Personal im Bundesministerium der Verteidigung. Beide gehörten schon bisher der Kommission an.

Die Kommission hat die Aufgabe, die kirchliche Arbeit in den Bereichen Entwicklung, Men-

schenrechte und Frieden anzuregen und sachkundig zu begleiten. Sie leistet außerdem einen kirchlichen Beitrag zur Entwicklungs- und Friedenspolitik und zur Verwirklichung der Menschenrechte. Zu ihren Aufgaben gehört es auch, die Zusammenarbeit zwischen den Kirchen und den Dialog in Gesellschaft und Staat zu fördern. Der Kommission, die derzeit vom Limburger Bischof Dr. Franz Kamphaus geleitet wird, gehören bis zu 30 Mitglieder, die für den Zeitraum von 5 Jahren berufen werden, an. Außer den entsprechenden Kommissionen der Bischofskonferenzen existiert in Rom eine Päpstliche Kommission *Justitia et Pax*. Die konstituierende Sitzung der Deutschen Kommission fand am 29. Juni in Bonn statt.

Referat Militärseelsorge und Öffentlichkeit

Zehn Jahre IThF

Am 25. Juli 1978 errichtete der katholische Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel in Barsbüttel bei Hamburg das Institut für Theologie und Frieden (IThF). Die Leitung übertrug er Prof. DDr. Ernst Josef Nagel, Universitätsprofessor für Katholische Theologie an der jetzigen Universität der Bundeswehr Hamburg. Zum ersten Geschäftsführer des Instituts wurde sein wissenschaftlicher Mitarbeiter, Dipl.-Theol. Harald Oberhem M.A. bestellt. In seinem zehnjährigen Bestehen wurde im Institut die umfangreichste friedensethische Bibliothek der Welt aufgebaut, die mit Hilfe modernster Technik bibliothekarisch erschlossen ist. Eine Reihe von Fachpublikationen wurden veröffentlicht; größere Forschungsprojekte sind in Arbeit. Aber nicht nur in der Fachwelt hat sich das Institut in dieser Zeit viel Anerkennung erworben. Auch kirchliche Gremien und die Soldaten der Bundeswehr, nicht zuletzt die Studenten der Bw-Uni Hamburg, sind dankbar für die Hilfen des Instituts und seiner Mitarbeiter.

Referat Militärseelsorge und Öffentlichkeit

Die Moslems verwenden alles Geld und alle Kräfte, den Islam auszubreiten. Im Jahre 1900 gab es weltweit nur 100 Millionen Mohammedaner. Heute gibt es bereits 1000 Millionen Mohammedaner... Und wieviel Geld verwenden wir für gute Schriften zur Ausbreitung unseres katholischen Glaubens...???

(Pfarrer Michael Dobler, A-2812 Hollenthon, 3/88)

Mechelen, Belgien: In Zukunft wird man dem Spektrum der Beeinflussungsmöglichkeiten, vor allem der Medien, mehr Aufmerksamkeit widmen müssen. Denn heutzutage sind es die Medien, die Selbstachtung und Sittsamkeit in Frage stellen und dadurch zerstören! Ja, viele Faktoren beeinflussen das sexuelle Verhalten. Denken wir nur an das gewissenlose Verbreiten von Pornographie und die allgemeine Permissivität. Bei der Suche nach Wertmaßstäben, die für das Verhalten der Jugend ausschlaggebend sein können, sind die jungen Menschen sich meistens selbst überlassen und dadurch den auf sie einströmenden negativen Einflüssen hilflos ausgeliefert. Feste Maßstäbe, objektive Verhaltensnormen, die uns vor mehr als 3000 Jahren mit den 10 Geboten an die Hand gegeben wurden, verschweigt man. Diesem Grundgesetz der Menschheit wurde die Achtung vor Gott, vor dem Nächsten und vor sich selbst vorangestellt.

(Pro Vita—Familie & Leben, 3/1988)

Belgien: Eine neue „Europäische Schule für katholische Journalisten“ wird im Herbst 1988 in der belgischen Hauptstadt Brüssel ihren Betrieb aufnehmen. Diese Schule soll Hochschulabsolventen eine neunmonatige journalistische Ausbildung mit anschließendem Berufspraktikum bieten. Es ist eine Initiative der niederländischen Stiftung „Témoignage de l'amour de Dieu“ (= Zeugnis der Gottesliebe), und der französische Journalist Bernard de Castera wird ihr erster Direktor sein. Diese Stiftung ist durch das Projekt „Lumen 2000“, das sich eine weltweite „Evangelisierung über Satelliten“ zum Ziel gesetzt hat, bekannt geworden.

Der Niederländer Derksen ist ihr Gründer und verfügt über gute Kontakte zu höchsten kirchlichen Stellen im Vatikan! Seine Grundidee war, bis zum Jahre 2000 eine intensive Evangelisierungsarbeit durch die Medien zu betreiben. Der Anspruch „Europäisch“ soll sich in der Auswahl der Studenten und des Lehrkörpers manifestieren. Berufsjournalisten und Universitätsprofessoren aus 15 Ländern werden in Brüssel dozierten.

(idu-13/557, 3/1988)

Rotterdam: Ärzte lehnen Euthanasie ab! Der Weltärzteverband hat eine offizielle Erklärung gegen die Euthanasie gebilligt. Diese Erklärung

gibt die Ansicht des Weltärztebundes wieder, der die Euthanasie als den Mord an einem Patienten betrachtet, sei es auf eigenen Wunsch, den der Verwandten oder den der Gesellschaft. Der einzige Präzedenzfall von Erlaubtheit der Euthanasie stamme von den Nazis aus dem Jahre 1939.

Eichstätt: Zur *Solidarität mit den Familien* hat Bischof Dr. Braun in seinem Hirtenwort zur Fastenzeit aufgerufen. Die schwierige Situation der Familie in unserer Gesellschaft stelle die Glaubwürdigkeit einer christlichen Gemeinde auf den Prüfstand. Vor der Gemeinde, der Diözese oder der Weltkirche sei die Weitergabe des Glaubens eine „*Familienangelegenheit*“ und die Kirche unterstütze darum die politischen Bemühungen, die darauf abzielten, daß eine Mutter die ersten Lebensjahre bei ihrem Kind zu Hause bleiben könne. „*Kinder glauben an Gott, weil sie zunächst den Eltern glauben*“, und hierbei komme es weniger auf Worte an, sondern die Haltung der Eltern sei entscheidend. Das Wort des Herrn: „*Laßt die Kinder zu mir kommen!*“, gelte jeder Gottesdienstgemeinde. „*Nehmen wir das Reden und Fragen, Lachen und Weinen der Kleinen als ihre Weise, in das Lob Gottes einzustimmen!*“ In der Gesellschaft sei die Familie „*an den Rand geraten*“ und zur „*Privatsache*“ erklärt worden. „*Die Auflösungstendenzen haben vor dem religiösen Leben der Familie nicht halt gemacht!*“

(idu — 8/552 vom 25. 2. 1988)

Moskau möchte mehr Finanz- und Wirtschaftshilfe: Die verfehlte Wirtschaftspolitik des Westens gegenüber dem Osten ist zu einem großen Teil daran schuld, daß der Zerfall des Kommunismus immer wieder hinausgezögert wird. Die kommunistischen „Führer“ haben es in schwierigen Zeiten, wenn ihnen das Wasser bis zum Hals stand, stets verstanden, die westliche Wirtschaftskraft erfolgreich vor den eigenen Karren zu spannen. Naivität, politische Blindheit sowie Profitstreben um jeden Preis kamen ihnen dabei immer sehr entgegen... Nunmehr, 70 Jahre nach der Oktober-Revolution, befindet sich die sozialistische Staatengemeinschaft in der schwersten Wirtschaftskrise ihrer Geschichte, denn der Marxismus ist als Wirtschaftstheorie völlig diskreditiert. Die Sowjetunion hat große

Angst, ihre Stellung als Supermacht zu verlieren, wenn sich die Rückständigkeit ihrer Wirtschaft gegenüber der westlichen weiter vergrößert...

(Abendland, Zürich, Nr. 181/1988)

Hildegard Krafeld, Sachbearbeiterin im Seelsorgerreferat des Bonner katholischen Militärbischöfsamtes, wurde bei der 30. internationalen Lourdes-Wallfahrt der katholischen Soldaten als erste Frau vom Bürgermeister des südfranzösischen Marienwallfahrtsortes mit der Ehrenmedaille der Stadt Lourdes ausgezeichnet.

(KNA 1173)

Wehrbereichsdekan Kusen wurde Ehrenprälat

PEK — Militärdekan Msgr. Hermann-Josef Kusen, Katholischer Wehrbereichsdekan III (Nordrhein-Westfalen), wurde von Papst Johannes Paul II. zum Ehrenprälaten ernannt.

Der aus Köln stammende Kusen war nach der Priesterweihe 1957 zuerst als Jugend- und Männerseelsorger und als Religionslehrer in seinem Heimatbistum Köln tätig. 1962 trat er in den Dienst der Katholischen Militärseelsorge ein. Er war Katholischer Standortpfarrer in Linden, an der Heeresoffizierschule Hamburg, in Münster und Köln-Wahn. 1972 zum Militärdekan ernannt, übernahm Kusen 1974 als Katholischer Wehrbereichsdekan III (Nordrhein-Westfalen) die Dienstaufsicht über 23 Seelsorgebezirke der Katholischen Militärseelsorge. Bereits 1977 hatte Kusen die Ernennung zum Kaplan seiner Heiligkeit erhalten.

Militärbischof Elma Kredel überreichte dem neuen Ehrenprälaten die Ernennungsurkunde während der 30. Internationalen Soldatenwallfahrt in Lourdes.

(PEK/NA 6214)

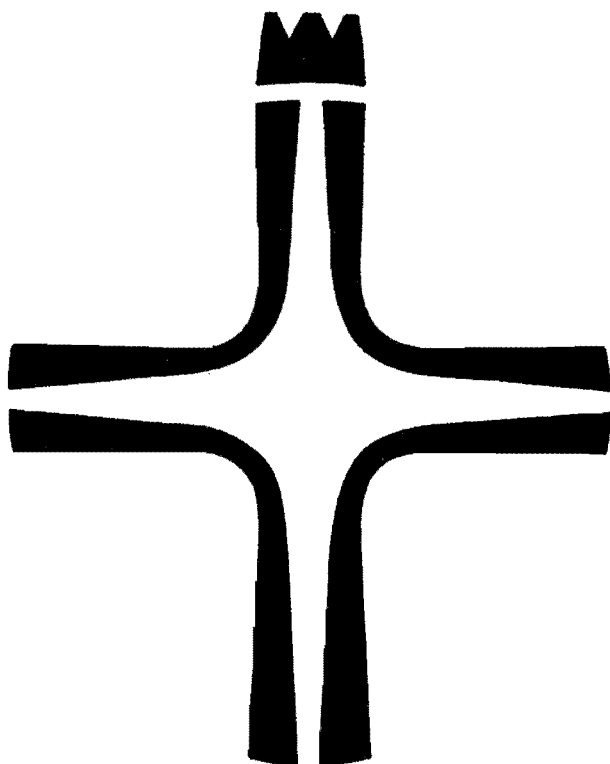
Am 3. Juli 1988 feierte Herr Oberst a.D. *Hans Georg Marohl*, seit 1970 Mitglied des Präsidiums der GKMD und der Kirchlichen Arbeitsstelle e.V., seinen 65. Geburtstag. Wir gratulieren ganz herzlich und sprechen Herrn Marohl für seine langjährige Mitarbeit unseren Dank aus.

(aus Info Kirchl. Arbeitsstelle f. Männerseelsorge und Männerarbeit)

*Hambach-Medaille für
Professor Wolfgang Altendorf*

Mit der Hambach-Medaille zeichnete der Orden für Völkerverständigung und europäische Zusammenarbeit „Cordon bleu du Saint Esprit“ Wolfgang Altendorf aus. Die Medaille wurde anlässlich der 150. Wiederkehr des für die deutsche Demokratie wichtigen „Hambachfestes“ 1982 unter dem Protektorat des Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz Dr. Vogel gestiftet. Damit würdigt der Orden die Verdienste Wolfgang Altendorfs, der durch zahlreiche wirtschaftliche und wirtschaftswissenschaftliche Veröffentlichungen international in Erscheinung tritt. Die Übergabe fand durch den Ordensoberen K.H. Steger im Rahmen einer festlichen Soiree im „Henninger Turm“ in Frankfurt/M. statt. Unter den zahlreichen in- und ausländischen Gästen war auch Peter Ustinow, der gerade in Berlin fünf Monate lang die Rolle Beethovens in seinem neuen Stück mit nachhaltigem Erfolg verkörperte.

(Pressedienst VWA)



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a.D.), Chefredakteur

Wilhelm Lehmkämer (Oberstleutnant a.D.), Gesellschaft und Kirche

Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden Verlag.